

Briefe

über

Italien

geschrieben

in den Jahren 1798 und 1799

vom

Verfasser der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris.

Zweiter Band.

Leipzig,
bey Pet. Phil. Wolf und Comp.
1802.



V o r r e d e.

Ich lasse das zweite Bändchen meiner Briefe sogleich auf das erste folgen, um den Wünschen des Publikums zu entsprechen, da meine schwachen Versuche in der Darstellung eines der seltensten Länder seinen Beifall erhalten haben. Meinem Vorsatze getreu, habe ich mir bei der Ordnung derselben mehr die Unterhaltung der Leser, als ihre Belehrung angelegen seyn lassen. Aus dieser Ursache habe ich ferner geglaubt, die Fortsetzung der Begebenheiten einer Frau

darinn aufnehmen zu müssen, die durch meine Briefe über Paris schon bekannt, sich einiges Interesse zu erwerben gewufst hat. Uebrigens bin ich es sehr zufrieden, wenn man diese Episode auch als Fiktion, was sie nicht ist, betrachten sollte; wenn sie nur nicht misfällt, wenn sie nur keine Langeweile verursacht, eine Stimmung, die ich nicht gern hervorbringen möchte.

Es liegt nicht an mir, wenn ich mich über die Werke der Kunst, die ich sah, nur sehr oberflächlich ausliefs und darüber den Erwartungen nicht entspreche, die man deswegen vielleicht gehegt haben kann. Ihre Anzahl und mein Unvermögen, sie gehörig zu würdigen,

thürmten mir Schwierigkeiten entgegen, die ich in dem vorgeschriebenen beschränkten Raume unmöglich zu besiegen mir schmeicheln konnte. Und auf eine trockene Aufzählung derselben konnte und wollte ich mich nicht einlassen. Ich überging also die meisten mit Stillschweigen und hob nur diejenigen heraus, welche auf mich den gröſsten Eindruck gemacht hatten.

In einem Lande, wie Italien, wo es so viel kleine Staaten giebt, sollte man meinen, müſsten auch die Menschen, ihre Sitten und Gebräuche, nach der jedesmaligen Verfassung, unter welcher sie leben oder gelebt haben, mehr oder weniger verschiedene eigenthümliche Charaktere angenommen haben. Aber die-

ses ist nur äuſserst selten, oder doch in sehr unbedeutenden Dingen der Fall. Wenn ich den abwechselnden Accent der Sprache und die Verfassung ausnehme, so gleichen sich die Vornehmen und Reichen in ganz Italien mehr oder weniger, sie leben in Neapel so wie in Rom und Venedig, besitzen gleiche Tugenden und Laster, sind allenthalben wenig unterrichtet und bringen den Tag mit Schlafen und Nichtsthun und die Nacht unter Vergnügungen hin. Die übrigen Stände weichen in ihren Beschäftigungen, nur durch Lokalverhältnisse veranlaſst, von einander ab; übrigens besitzen sie allenthalben gleiche Nationaleigenthümlichkeiten und sind mehr oder weniger gleichen Lastern ergeben.

Diese allgemeine Uebereinstimmung in den Sitten und Gebräuchen muſs aber nothwendig in den partiellen Darstellungen einzelner Städte, so wie die meinigen sind, zu Wiederholungen veranlassen. Wenn ich also in diesen Fehler gefallen bin, so lag die Schuld davon nicht ganz an mir, und gewiſs würde ich ihn vermieden haben, hätte es die einmal angenommene Form meiner Schilderungen zugelassen. Indessen bin ich doch darauf bedacht gewesen, ihnen durch jedesmal neu hinzu gekommene Züge soviel als möglich den Reiz der Ueberraschung zu geben, und wenn ich unvollständig blieb oder nicht ausführlich genug war, so geschah es weder aus Nachlässigkeit noch aus Unachtsamkeit. Die fehlenden Züge

sollen indeſs nicht für den Leser verloren gehen, er wird sie in der Fortsetzung dieser Briefe noch finden und ihnen leicht den Platz anweisen können, den sie auch bei andern Gemählden, zur gröſsern Vollständigkeit, einzunehmen verdienen.

Warschau,
im August 1801.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Erster Brief.

Zweiter Brief.

Seite

Sechster Brief.

Siebenter Brief.

Seite

Achter Brief.

Neunter Brief.

Zehnter Brief.

Eilfter Brief.

Zwölfter Brief.

Dreizehnter Brief.

Vierzehnter Brief.

Funfzehnter Brief.

Sechzehnter Brief.

Siebzehnter Brief.

Achtzehnter Brief.

Seite

Neunzehnter Brief.

Zwanzigster Brief.

Briefe

über

Italien.

Zweiter Theil.

Erster Brief.

Mailand den 30. Mai 1798.

Gestern kam ich glücklich und wohlbehalten hier an. — Sie werden sich gewiſs darüber wundern, theurer Freund, daſs ich Genua so schnell verlassen habe. Meine Abſicht war es auch wirklich nicht, in dieser mit Recht und Unrecht so hoch gepriesenen Stadt nur so kurze Zeit zu verweilen. Allein Sie wissen wohl, wir hängen im Leben nur zu oft von äuſsern Umständen ab, und selten setzen wir diejenigen Plane durch, an deren Ausführung wir oft am meisten hängen, an welche wir das tiefste Nachdenken und die gröſste Sorgfalt verschwenden.

Dies ist jedoch nicht ganz mein Fall; aber auſserhalb dem seltenen Zusammenhange äuſserer Dinge, die so häufig unsere Handlungen bestimmen, befand ich mich nicht, als ich den Entschluſs faſste, Genua früher zu verlassen, wie ich mir es eigentlich vorgenommen hatte. Ein groſser Theil der Schuld mag daran liegen, daſs der Plan meines längern Aufenthalts nicht auf eine genaue Kenntniſs des Lokalen gegründet war, und daher muſste er nothwendig Abänderungen erleiden, oder modificirt werden. — Als ich nach Genua kam, mit sehr guten Empfehlungen versehen, und von den Schönheiten und dem schimmernden Glanze dieser Stadt geblendet, glaubte ich, es sey möglich, Jahre da zu wohnen, ohne je Ueberdruſs oder Langeweile zu empfinden. Aber ich hatte mich sehr geirrt und vergessen, daſs selbst ein Elysium auf die Länge unangenehm werden kann, wenn Niemand da ist, dem wir unsere Gefühle mittheilen können.



So lange Genua der Sammelplatz von Kriegern war, die, mit Lorbeeren gekrönt, nun nach ihnen unbekannten Gegenden hinsteuern, um auch dort den kriegerischen Ruhm ihrer Nation auszubreiten, da gebrach es mir nicht an Unterhaltung. Mit jedem Schritte, den ich that, stellten sich mir immer neue Szenen dar, bald waren sie komisch, bald im höchsten Grade tragisch, oder doch geeignet, mich tiefe Blicke in das menschliche Herz machen zu lassen. Und wenn ich das kann, wenn ich den Menschen in seiner ganzen Nacktheit überraschen kann, dann, wissen Sie wohl, rechne ich den Tag nicht unter die verlornen meines Lebens. Aber diese Unterhaltung ward mir durch die Abfahrt der Transportflotte entzogen, und von nun an blieben mir nur herzlose Kaufmannsseelen in Genua, an denen ich, wenn ich Lust dazu hatte, meinen Scharfsinn üben konnte. Wie wenig aber diese bieten, das wissen Sie selbst nur zu gut, und so wer-

den Sie es hoffentlich auch ganz natürlich finden, daſs ich geeilt habe, eine Stadt zu verlassen, die im ersten Augenblicke auſserordentlich überrascht, bei einem längern Aufenthalte aber viele Stunden des Tages unausgefüllt läſst. — Zwar habe ich in Genua freien Zutritt in den Häusern unsers biedern und vortrefflichen Z... und einiger Genfer Familien gehabt. Allein je befriedigter ich sie jedesmal verlieſs, wenn ich so glücklich war, sie unbeschäftigt und ihre Zirkel vereinigt zu finden, um so schwerer ward es mir dann, es in der geistlosen genuesischen Welt auch nur ein Viertelstündchen auszuhalten.

Unglücklicherweise muſste gerade auch die Hitze schon so groſs und die Gegenden um Genua so beschwerlich seyn, daſs ich auf alle auswärtigen Exkursionen Verzicht zu leisten gezwungen ward. Wenn die Seewinde nicht stärker, wie gewöhnlich, oder gar nicht wehten, dann durfte ich es kaum wagen, vor acht

Uhr des Abends das Zimmer zu verlassen. Und auch um diese Stunde wird jede körperliche Bewegung noch äufserst beschwerlich, denn die Hitze des Tages wirkt oft mehrere Stunden nach Sonnenuntergang fort. Jedoch wenn es nur darauf ankommt, aus einem Theile der Stadt in einen andern zu gehen, dann kann man sich in den aufserordentlich engen Strafsen sehr leicht davor schützen. Allein bis man zum Thore hinaus kommt, mufs man über mehrere grofse und freie Plätze wandeln, und da ist die Hitze oft so brennend, dafs es viele Ueberwindung kostet, durch dieses Fegefeuer hindurch sich in die schattigten und kühlern Gegenden aufserhalb der Stadt zu wagen. Eigentliche Spaziergänge, so wie man sie an andern Orten findet und wo sich Jedermann versammelte, trifft man in Genua nicht an; nach Gärten würden Sie in der Stadt vergeblich suchen, und aufser einer ganzen Menge vertrockneter Freiheitsbäume, erinnere ich mich keine andern,

als einige Linden auf dem grofsen Platze gesehen zu haben. — Die bergigte Gegend um die Stadt scheint eben so wohl, wie die Gleichgültigkeit der Genueser für den Genufs, den Promenaden gewähren, an ihrem gänzlichen Mangel Schuld zu seyn. Entweder man geht, wie ich Ihnen schon gesagt habe, am Hafen auf und ab, oder fähret und reitet nach St. Pierre d'Arena und sucht in der Entfernung ein Vergnügen, das man in der Nähe der Stadt entbehren mufs.

Es ist mir also wohl nicht zu verargen, wenn ich geeilt habe, eine Stadt zu verlassen, die nur für den Kaufmann Interesse hat, aber dem Freunde der Wissenschaften und Künste beinahe gar nichts, und in Rücksicht auf gesellige Vergnügungen äufserst wenig zu bieten im Stande ist. — Indessen mufs ich Ihnen auch noch gestehen, dafs mein neuer Reisegefährte nicht weniger zu meiner frühern Abreise von Genua beigetragen hat. Ich lernte ihn

zuerst an der table d'hote im Maltheser-kreuze, wo er ebenfalls logirte, kennen, und fand einen sehr interessanten und gebildeten Pariser in ihm, der, wie es scheint, blofs zu seinem Vergnügen Italien zu bereisen die Absicht hat. Ein gewisses Etwas, das er sich wahrscheinlich eben so wenig, wie ich mir selbst, zu erklären weifs, kettete uns von dem ersten Augenblicke an, schon so fest an einander, dafs wir beschlossen, unsere Reise, so viel es sich thun liefse, gemeinschaftlich zu machen. Mit ihm zusammen gelangte ich gestern hier an. Unsere Absicht ist nun, uns vorerst einige Tage in Mailand auszuruhen, und unterdessen für die nöthigen Pässe fürs Venetianische zu sorgen. Da mein Reisegefährte im Hauptquartier der italienischen Armee mehrere Freunde und Bekannten hat, so hat er dieses Geschäft auch für mich übernommen. Sobald wir sie erhalten haben werden, treten wir die Reise nach Venedig über Mantua, Legnago und

Padua an und kommen über Vicenza, Verona, Peschiera und Brescia hieher wieder zurück. Wenn es ohne Umstände geschehen kann, und uns sonst nichts davon abhält, so gehen wir vielleicht längs dem Gebürge und den Seen bis ins Piemont, und kehren, anstatt über Brescia, über Bergamo nach Mailand zurück. Doch von diesem Allen sollen Sie vor meiner Abreise von hier noch umständlicher unterrichtet werden. Auch die vor Genua, bis in diese berühmte und bekannte Hauptstadt der cisalpinischen Republik gemachten Bemerkungen sollen nicht verloren für Sie seyn. Diesmal nur konnte und wollte ich Ihnen noch nichts davon sagen, aber in meinem nächsten dürfen Sie sicher darauf rechnen, sie zu finden.

Zweiter Brief.

Mailand den 2. Juni 1798.

Es war 6 Uhr des Abends, als ich, mit einer ziemlichen Provision süſser Pomeranzen versehen, in den Wagen stieg und von Genua Abschied nahm. Die Hitze war noch sehr heftig, kein kühles Lüftchen wehte von der See her, und von dem Abhange der Apenninen prallten ermattend die brennenden Strahlen der Sonne ab. Glücklicherweise hatte der Vetturino keine andern Reisenden, auſser dem jungen Pariser und mir, finden können, wir befanden uns auf diese Art ganz allein in seinem groſsen und nicht unbequemen Wagen, und konnten daher uns um so eher vor der Hitze verbergen. Die mitgenommenen Pomeranzen trugen auch das ihrige redlich dazu bei, unsern

immer rege werdenden Durst zu löschen, und gewährten uns Labung und Erquickung, wo wir ohne sie beinahe hätten verschmachten müssen. — Diese Frucht ist in dieser Jahreszeit ausserordentlich häufig in Genua anzutreffen, und von einer so seltenen Güte, wie ich sie noch nirgends genossen habe. Kurz vor meiner Abreise waren mehrere damit beladene Schiffe aus Maltha angekommen, und da sich nicht sogleich Käufer fanden, und sie einer schnellen Fäulniss ausgesetzt sind, wenn sie in den Fahrzeugen wie Kartoffeln über einander gehäuft liegen bleiben müssen, so verkaufte man sie einzeln im Hafen so wohlfeil, dass man für einen genuesischen Lire beinahe einen ganzen Hut voll der grössten und wohlschmeckendsten Pomeranzen bekam. Ich werde nie mehr so viele und so gute Apfelsinen essen, als ich während meinem kurzen Aufenthalte in Genua genossen habe, und ich kann wohl sagen, dass die Stadt in der Rücksicht sich meine ganze

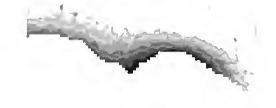
Vorliebe erworben hat. Indessen würde ich doch nicht jedem Reisenden rathen, sich dem Genuſs derselben ohne Wahl und Mäſsigung zu überlassen. So labend und erquickend sie sind, wenn man daran gewöhnt ist, so schädlich sind sie wiederum, wenn man sie unmäſsig genieſst, oder wenn der Magen zu schwach ist, um der Kühlung zu widerstehen, die sie verursachen. Auch in ihrer Wahl muſs man vorsichtig seyn, denn nicht alle Apfelsinen, die man in Genua verkauft, stammen aus einem und dem nehmlichen Lande her. Sie finden dort neapolitanische, römische, griechische, aus den venetianischen Inseln, korsikanische, genuesiche aus den beiden *Rivierè di Levante* und *del Ponente* und sogar französische Pomeranzen. Ihr Aeuſseres kommt den malthesischen völlig gleich und der Geschmack von einigen ist auch, besonders wenn sie vollkommen reif sind, nicht unangenehm, allein so saftig, aromatisch und erquickend sind sie kei-

nesweges, wie diejenigen, welche von Maltha dahin gebracht werden. *Limone* *) *di Malta!* wird Ihnen daher von allen Seiten entgegen gerufen, wenn Sie auf dem Markte oder in der Nähe des Hafens, oder am Theater sich zeigen, allein diefs ist oft nichts weiter, als ein Kunstgriff, um Käufer zu locken, und sehr häufig erhält man saure italienische Pomeranzen, statt der süfsen und angenehmen Frucht dieser Insel.

Auf dem Wege nach St. Pietro d'Arena begegneten wir vielen Genuesern, die theils ritten, theils fuhren. Sie haben, wie ich Ihnen schon gesagt habe, in dieser Gegend sehr rei-

---

*) Mit diesem allgemeinen Namen belegt man Pomeranzen und Citronen, fügt aber doch zum Unterschiede von beiden, bei erstern zuweilen das Epithet *dolce* hinzu.
A. d. V.



zende Landhäuser, und sobald sie ihre Geschäfte in der Stadt abgethan, eilen sie der Kühle zu, die ihnen am Fuſse des Gebürges die schattigten Kastanienbäume, Eichen und anderes Laubholz gewähren. Da wir, nach unserm Reiseplane, vorerst Mailand sehen wollten, so muſsten wir von Genua aus bis Novi den nehmlichen Weg wieder zurückgehen, auf welchem wir dahin gekommen waren. Wäre dieſs nicht der Fall gewesen, so würden wir den sehr schmalen und für Maulthiere und Fuſsgänger nur praktikabeln Weg, *de la corniche* genannt, eingeschlagen und an den Ufern des Meeres hin über hohe Felsen ins Florentinische gegangen seyn.

St. Pietro d'Arena im Rücken, zur Rechten eine hohe Felswand, zur Linken abwechselnd Gärten und prächtige Landhäuser, und vor uns den Abhang der majestätischen Bocchetta fuhren wir im kleinen Schritte, und von der immer mehr zunehmenden Kühle des

Abends umweht, an dem mäandrischen Ufer der Polcevera hin. Dieser Bergstrom ist Schuld daran, daſs der Weg in seiner Nähe auſserordentlich rauh und steinigt ist. In gewissen Jahreszeiten schwillt er so sehr an und stürzt mit solcher Gewalt von den Höhen herab, daſs ihn nichts in seinem Bette zu erhalten vermag. Die ganze Gegend wird von ihm überschwemmt, an manchen Stellen ist es mit Gefahr verbunden, ihn zu passiren, und wenn er wieder abnimmt und sich in seine Ufer zurückzieht, entdeckt man auf der Straſse und der ganzen umliegenden Gegend eine so ungeheure Menge Kiesel und Steine, daſs man nur mit Mühe über dieselben hinweg kommen kann. Aus dieser Ursache ist es auch gar nicht möglich, den Weg in eine ordentliche Chaussee umzuwandeln, alle darauf verwandte Mühe und Unkosten würden vergeblich seyn, und in vier und zwanzig Stunden würde die Heftigkeit der Polcevera wieder vernichten, wor-

an man vielleicht Monate und Jahre gearbeitet hätte.

In Campomarone blieben wir über Nacht. Dieses Dorf führt seinen Namen von der Menge Kastanienbäume, die in seiner Nähe wachsen, und sich längs dem Wege bis an die Bocchetta hinziehen. Obgleich sonst die Dörfer in der Nachbarschaft einer grofsen Stadt gewöhnlich gut gebaut und ansehnlich zu seyn pflegen, so findet doch dieses bei Campomarone, das nur 8 italienische Meilen von Genua ist, nicht Statt. Indessen fanden wir ein nicht ganz schlechtes Unterkommen in dem daselbst befindlichen Wirthshause und ein Nachtessen, wie es die Sitte des Landes und die Jahreszeit mit sich brachten. Da wir den folgenden Tag wieder sehr früh aufbrechen wollten, so legten wir uns zeitig zu Bette, jedoch nicht ohne die schlecht verwahrte Thüre unsers Schlafzimmers zuvor mit Tischen und Stühlen gehörig verrammelt zu haben.

Diese Vorsicht glaubten wir nicht aufser Acht lassen zu dürfen, weil das Wirthshaus theils etwas abgelegen zu seyn schien, theils Leute in demselben aus- und eingingen, die ein sehr verdächtiges Aeufsere hatten. Dafs die Gegenden in der Nähe der Bocchetta nicht recht sicher seyen, wufsten wir; die piemontesische Insurrektionsarmee, eine wahre Banditenbande, existirte noch in Carosio, und selbst die Einwohner dieser Berglande stehen bei Fremden und Einheimischen nicht in dem besten Rufe. Indessen hinderte uns dieses nicht, sehr bald einzuschlafen. Wir mochten aber kaum eine halbe Stunde geruht haben, als wir durch ein fürchterliches Klopfen an der Hausthüre aufgeweckt wurden. Nach dem Lerm zu schliefsen, der auf der Strafse gemacht wurde, konnten leicht Hundert und mehr Menschen sich vor dem Wirthshause befinden. — Einige von ihnen heulten patriotische Gassenhauer, andere klirrten mit ihren Gewehren,

noch andere sprachen sehr laut und schimpften über den Gastwirth, und wieder andere begleiteten dieses abscheuliche Charivari mit heftigen Stöſsen an die Hausthüre.

Auf eine solche Art im ersten Schlafe aufgeweckt, werden Sie sich leicht denken können, daſs wir nichts weniger als ruhig und ohne Furcht dabei blieben. Wir konnten uns das Ganze nicht anders erklären, als daſs entweder die Insurgenten von Carosio eine starke Patrouille, um Lebensmittel einzuholen, in die Gegend von Genua geschickt, oder daſs sie geschlagen und sich flüchteten, oder endlich auch, daſs die Patrioten von Genua einen Streifzug ins Land vorgenommen hätten, um die noch immer widerspenstigen Bauern mit dem Bajonet für die Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Daſs der Trupp bewaffnet seyn müſste, hatten wir an dem Geklirre vernommen, das diese Helden mit den Gewehren machten, ich war es auch vom Fenster gewahr worden, an

das ich mich unbemerkt geschlichen hatte, um sie zu beobachten. Dort hörte ich ferner, daſs es ihnen um nichts weiter zu thun sey, als um einige Gläser Brandtewein, die sie zur Stärkung ihrer Lebensgeister, nach einem so groſsen und beschwerlichen Marsche, als von Genua nach Campomarone, äuſserst nöthig hatten. Aus allem, was sie sagten, vernahm ich, daſs sie keinesweges in dem Wirthshause übernachten wollten, und dieſs beruhigte uns einigermaſsen wieder. Sie schienen vielmehr Befehl zu haben, die ganze Nacht durch zu marschiren und bestimmt zu seyn, die Grenzen von Genua gegen einen Angriff des Königs von Sardinien auf Carosio, zu vertheidigen.

Nachdem man sie eine Zeit lang an die Thüre hatte pochen lassen, wurde ihnen aufgemacht. Sie drangen mit Ungestüm ins Haus, und der Lerm, welcher einen Augenblick vorher auf der Straſse konzentrirt gewesen war, erscholl nun durch alle Winkel des Gasthofes.

Einige von ihnen, hörte ich, klagten über grofse Müdigkeit und verlangten über Nacht zu bleiben. Der Wirth entschuldigte sich mit dem Mangel an Zimmern; allein diefs half nichts, sie giengen im ganzen Hause herum, und stellten selbst Nachsuchungen an, die dann natürlich ihrem Verlangen gemäfs ausfielen. Bei dieser Gelegenheit kamen sie auch an unsere Thüre; allein wir hatten sie so gut befestigt, dafs es ihnen nicht gelang, sie zu öffnen. Die Erklärung des Wirths, dafs Francesi in dem Zimmer schliefen, that auch ihre Wirkung, und beiden zusammen verdankten wir die Erhaltung der uns eingeräumten Betten. Indessen konnten wir unmöglich ruhig seyn, so lange der Lerm fortdauerte; und dieser, anstatt abzunehmen, erhielt mit jedem Glase Brandtewein, das sie verschluckten, einen immer höhern Grad von Wildheit. — So gieng es bis nach Mitternacht, wo endlich die Trommel gerührt wurde und die ganze Horde, bis

auf einige, die im Wirthshause zurückblieben, abmarschirte. Unter Singen, Lermen und Toben zogen sie weiter, sie waren gutes Muthes und versicherten Alle, daſs sie den König der Murmelthiere *) mit Haut und Haaren auffressen würden. Von Campomarone bis Turin sind ungefähr vierzig italienische Meilen.

Allmählig ward es nun wieder still im Wirthshause, und wir schliefen ungestört bis gegen 3 Uhr. Um diese Zeit kündigte uns der Vetturino an, daſs es schon angespannt ſey, und so muſsten wir, die Augen noch voll Schlaf, einsteigen und weiter gehen. Der Morgen war kühl und angenehm, noch ruhte die Sonne hinter den Bergen, selbst die Bewohner der Gebüsche regten sich nicht,

---

*) Die demokratischen Patrioten in Italien nennen den König von Sardinien nie anders, als *il re di marmotta.*

A. d. V.

und in dem Dorfe Pietra Lavesara, das dicht am Fuſse der Bocchetta liegt, war, auſser dem Weggeldeinnehmer, niemand wach. So stiegen wir zu Fuſs den Berg hinan, und erhielten mit jeder erklommenen Anhöhe stets neue und mannigfaltige Ansichten. Der Himmel über uns war klar und ungetrübt, die Luft rein und die ganze Atmosphäre frei von Nebeln. Auf der Spitze des Berges sahen wir zu unsrer Linken die Sonne majestätisch emporsteigen, ein Anblick, der sich fühlen und denken, aber unmöglich beschreiben läſst. Vor uns lagen die Anhöhen ausgebreitet, welche die Ansicht von Genua verbieten, und über ihnen hinweg erblickten wir die See, mit denen darauf wogenden, Schmetterlingen ähnlichen Fahrzeugen. Stumm standen wir da und im Genusse dieses Anblicks verloren; die groſse und erhabene Natur, die uns umgab, erfüllte uns ganz, es war nichts Irdisches mehr an uns, und in dem nehmlichen Verhältnisse, in welchem unsere Begeisterung

stieg, wurden Gefühle in uns rege, wie sie der entkörperte Geist, wenn er sich aufschwingt und dem Vollkommenen entgegenstrebt, nur empfinden kann. Das Grofse, das Schöne und Erhabene kann solche Eindrücke allein erzeugen, es reifst uns mächtig aus uns selbst heraus, der Gottheit gleich schweben wir über dem Irdischen und hören und sehen und fühlen, was keine Sprache in Worte einzukleiden vermag.

Der Wagen war schon lange bei uns vorüber gefahren, und wir standen noch immer auf einer kleinen Anhöhe, zur Seite des Weges, in stummes Anschauen verloren. Die Ankunft der in Campomarone zurückgebliebenen Helden rifs uns auf eine unangenehme Art aus derselben; stillschweigend verfolgten wir die Strafse, oft blickten wir noch rückwärts, aber bald verschlossen uns ungeheure Felsenwände jede weitere Aussicht, und wir sahen nun nichts mehr, als jähe und kahle Abhänge,



finstere Fichten und schwindelerregende Abgründe. An diesen hin und bald von höhern, bald von niedrigern Gebürgen umgeben, kamen wir nach Voltaggio, und von da nach Carosio. Die Bande der piemontesischen Insurgenten befand sich noch daselbst und in dem nehmlichen Zustande, in welchem ich sie vor einiger Zeit verlassen hatte. Nur muthiger und kühner schienen sie seitdem geworden zu seyn, denn ihre Lage hatte sich unterdessen wirklich verbessert. Da der Bürger Sotin dem ligurischen Direktorium offiziel und was noch mehr ist, schriftlich erklärt hat, daſs es Frankreich gern sehen würde, wenn es die piemontesischen Patrioten unterstützte, so hat sich Genua für verbunden gehalten, nicht nur einige Mannschaft zu ihrer Unterstützung dahin abzuschikken, sondern ihnen auch Gewehre, Kanonen und die nöthige Ammunition verabfolgen zu lassen. Ob Sotin zu diesem Schritt von Paris aus bevollmächtigt worden sey, kann ich Ihnen

nicht sagen; Viele wollen es in Genua sehr in Zweifel ziehen. Indessen dem sey wie ihm wolle, so lange die Sachen so stehen, wie sie jetzt stehen, so bleibt er immer sehr unpolitisch, er mag herrühren, von wem er will.

Da wir mit französischen Kokarden versehen und aus einem freundschaftlichen und gewissermaſsen verbündeten Staate kamen, so hielt uns die in Carosio konzentrirte piemontesische Nation nicht nur nicht auf, sondern begegnete uns auch mit einer gewissen Achtung, die wir sehr geneigt waren, für Wegwerfung zu halten. Dies konnte uns jedoch nicht bewegen, einen Augenblick länger unter ihnen zu verweilen, als es unumgänglich nothwendig war, ja wir waren Beide recht froh, als wir Carosio aus dem Gesicht verloren hatten und in Novi anlangten. Es war noch sehr früh am Tage, als wir dort ankamen, aber unser Vetturino muſste Krankheits halber liegen bleiben. Den folgenden Tag erhielten wir einen andern, und mehr Gesell-

schaft, ein Umstand, der uns bei der Statt findenden Hitze ganz und gar nicht behagen wollte.

Wir verliefsen nun das Territorium der ligurischen Republik und kamen in Piemonts unvergleichliche Ebenen. Ungefähr zwei Meilen von Tortona gingen wir über die Scrivia, einen sehr reifsenden Bergstrom, der zu Zeiten plötzlich anschwillt und eben dadurch sehr gefährlich wird. Aber die Gegend zu beiden Seiten desselben ist aufserordentlich schön und fruchtbar, und längs dem Wege hin bis nach Mailand fährt man wie in einem englischen Garten, in welchem Pflanzungen von Maulbeerbäumen und hohen Pappeln mit niederm Gesträuch und Türkischem Weitzen unaufhörlich abwechseln, aber auch jede Aussicht in die Ferne unmöglich machen. Dies ist eine Unbequemlichkeit, die man in andern flachen Ländern nicht leicht findet, von welcher man aber im Piemont und in der Lombardei be-

ständig abgehalten wird, etwas mehr von der Gegend zu sehen, als die zu beiden Seiten des Weges befindliche erste Reihe von Bäumen.

Die Stadt Tortona, so viel ich im Durchfahren bemerkt habe, scheint nicht groſs zu seyn und wird schwerlich mehr, als ungefähr zehntausend Einwohner zehlen. Sie ist schlecht gebaut, und ich würde es auch wirklich den Bürgern sehr übel nehmen, wenn sie in der Nähe einer Festung, die alle Tage belagert werden kann, schöne oder kostbare Gebäude aufführten, deren Ruin alsdann unvermeidlich wäre. Die Festung ist auf einem Felsen erbauet und hat dem Könige von Sardinien gegen funfzehn Millionen gekostet. Sie ist nach der Brunetta die stärkste, die man in Italien hat, und ich glaube sie selbst Mantua vorziehen zu können. Auf einem hohen Felsen, der von keiner Seite dominirt wird, kann sie nirgends beschossen werden, und sollte es auch gelingen, einige Bomben und Haubitzen hinein zu

werfen, so zieht sich die Garnison in die Casematten zurück, die ganz vortrefflich seyn sollen. Es giebt nur Ein Mittel, sich von Tortona Meister zu machen, und dieses sind die Minen. Allein dieses Mittel ist so beschwerlich und seine Wirkung so langsam und selbst gefährlich, daſs man, wenn es die Umstände zulassen, die simple Blokade der Belagerung jedesmal vorziehen wird. Dies wuſste Buonaparte sehr gut, und deswegen bestand er bei den Unterhandlungen des Waffenstillstandes mit dem Könige von Sardinien so sehr auf die Einräumung von Tortona.

In der Nähe von Porto di Rea, einem Dorfe, gingen wir über den Po, den wir seit Turin nicht mehr ansichtig geworden waren. Es geschah auf einer Schiffbrücke, die Buonaparte hatte schlagen lassen, nachdem er bei Piacenza über denselben gegangen war. Der General Beaulieu hatte ihn hier erwartet und die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um die italienische

Armee von jedem weitern Vorrücken abzuhalten. Und in der That würde Buonaparte in dieser Gegend schwerlich seinen Zweck erreicht haben, und gelang es ihm auch über den Po zu gehen, so mufste er alsdann noch den Uebergang über den Tecino erzwingen, wenn er sich Meister von Pavia und Mailand machen wollte, eine Operation, die gar nicht mehr fehl schlagen konnte, sobald es bei Piacenza geschah. — Wir würden hier noch einige Werke gewahr, die die Oestreicher an der rechten Seite des Po aufgeworfen hatten, und aus welchen die französischen Pontoniers, die die Brücken bewachen, Hütten gemacht haben. Die Gegend in der Nähe derselben ist waldigt, eine Seltenheit in Italien, wo man in der Ebene nie Gehölze antrifft. Sie gewährte uns in der brennenden Mittagshitze die angenehmste Kühle und rief mir besonders jene frohen Stunden zurück, die ich in Prangins unvergleichlichem Wäldchen, am Ufer des noch reizendern Gen-

fersees in munterer und heiterer Gesellschaft zugebracht habe.

Die Sonne fing schon an sich den Spitzen der Berge zu nähern, als wir über den Tecino kamen und gleich darauf in Pavia anlangten. Unter dem Thore verlangte man unsere Koffer zu visitiren, allein die Erklärung, daſs wir Franken seyen, war hinreichend, um jeden weitern Versuch der Zollbeamten aufzuhalten. Ich ging mit meinem Reisegefährten sogleich aus, um mich doch wenigstens mit dem Aeuſsern dieser in wissenschaftlicher Rücksicht merkwürdigen Stadt bekannt zu machen. Für eine der berühmtesten hohen Schulen Italiens, und der Volta in unsern Zeiten eine neue Celebrität erworben hat, schien sie mir sehr arm an Einwohnern zu seyn, und ich glaube dies um so mehr behaupten zu können, da ich sie in der Kühle des Abends sah, wo alles aus den Häusern auf die Straſsen oder die öffentlichen Promenaden zu strömen pflegt. Die man-

cherlei politischen und militairischen Schicksale, die sie seit einigen Jahren zu überstehen gehabt, müssen nothwendig viel zum Verfall einer Stadt beigetragen haben, auf welche die Lombardische Regierung selbst nicht die gröſste Aufmerksamkeit verwendete.

Sie werden sich aus Buonaparte's Feldzügen erinnern, daſs nach dem Uebergange der Armee über die Adda, bei Lodi, Pavia der Mittelpunkt einer Verschwörung wurde, die nichts weniger zur Absicht hatte, als ihr am Tecino und Po alle Kommunikation mit Frankreich abzuschneiden, und im Falle sie geschlagen würde, jeden Rückzug unmöglich zu machen. Der Plan dazu war sehr gut angelegt, denn die Insurgenten waren Meister von zwei Flüssen, die das obere Italien durchschneiden, und konnten mit geringer Mannschaft die Armee nicht nur auſserordentlich beunruhigen, sondern sie auch zwingen, eine solche Stellung zu nehmen, wodurch sie alle bis dahin errungenen Vortheile

würde wieder haben aufgeben müssen. Die ersten Spuren dieser Verschwörung wurde man zu Mailand gewahr, wo man nur die zur Blokade der Citadelle nöthige Anzahl Truppen zurückgelassen hatte. Es kam daselbst zwischen den, in der gegen Pavia gelegenen Vorstadt versammelten bewaffneten Volkshaufen zuerst zu einem ernsthaften Gefecht, und nachdem sie da glücklich aus einander gesprengt worden waren, wurde in allen Dörfern die Sturmglocke geläutet und gegen sechstausend Bauern zogen nach Pavia und blokirten die im Schlosse eingeschlossene französische Garnison.

Buonaparte hatte so eben Mailand verlassen, als der Aufstand daselbst ausbrach. Auf die davon erhaltene Nachricht kehrte er sogleich von Lodi mit einiger Mannschaft dahin zurück und stellte durch sein Ansehen und eine nothwendige Strenge die Ordnung wieder her. Als dies geschehen war, eilte er nach Pavia, denn es kam alles darauf an, diesen Aufstand so

schnell als möglich zu untedrücken. In Bignasco stiefs er auf den Vortrab der Insurgenten. Sie vertheidigten den ihnen anvertrauten Posten mit vieler Entschlossenheit, wurden aber dennoch daraus vertrieben; wen man mit den Waffen in der Hand gefangen nahm, wurde auf der Stelle niedergemacht, das Dorf wurde geplündert und in Brand gesteckt. Dieses fürchterliche Beispiel schreckte die Einwohner von Pavia nicht ab, sie gaben keinen Vorstellungen zur Güte Gehör und waren entschlossen, ihre Stadt aufs Aeufserste zu vertheidigen. Buonaparte mufste in der That Gewalt gegen sie anwenden; der General Dammartin erhielt Befehl zum Sturme; die Thore wurden eingeschossen und das sechste Grenadierbataillon drang mitten durch die fliehenden Volkskaufen und stiefs nieder, was ihm in den Weg kam. Mehrere Stunden lang ward den Soldaten zu plündern erlaubt, es fielen Gräuel ohne Gleichen vor und nur wenige Häuser blieben verschont,

von denen sich die Einwohner Sicherheitsbriefe zu verschaffen gewufst hatten. Ich sah noch an mehrern Thüren diese Talismane angeklebt und man versicherte mich, dafs sich der französiche Soldat an keiner von ihnen vergriffen habe. — Der Fanatismus der Einwohner, die natürliche Abneigung des Italieners gegen die Franken und die Kunstgriffe einer Parthei, die all ihr Ansehen zu verlieren befürchten mufste, wenn Buonaparte seine Eroberungen behauptete, waren Schuld an einem Aufstande, der mehrern Hunderten das Leben kostete und Tausende in Trauer, Jammer und Elend stürzte. —

Den folgenden Tag brachen wir noch vor Sonnenaufgang von Pavia auf. Die Strafse ward immer lebhafter, je näher wir an Mailand kamen, die fruchtbare Ebene der Lombardie lag mit allen ihren Reichthümern vor uns ausgebreitet und wir ergötzten uns bald an den schönen Mais- und Kornfeldern, bald

an den üppigen Wiesen. Nur die Maulbeerbäume boten kein reizendes Bild dar; mehr oder weniger ihrer Blätter und Aeste beraubt, standen sie ganz kahl da und lieferten mitten im Frühling eine Ansicht, wie man sie nur, wenn der rauhe Nordwind sie entlaubt hat, zu sehen gewohnt ist. Aber dies war uns ein Beweis von der grofsen Menge Seide, die in der Gegend gewonnen wird, denn nur zur Nahrung der Würmer hatte man entweder die jungen Aeste ganz abgehauen, oder die Blätter davon abgestreift und ihnen das Ansehen von trocknen Bäumen gegeben. — In Bignasco fanden wir die schrecklichen Spuren der dort angerichteten Verheerung; ein grofser Theil der Häuser bildete noch ungestalte Schutthaufen, einige waren schon wieder neu aufgebauet, und noch einige schien man Mittel gefunden zu haben, zum Theil und auch ganz zu retten. Ich bin überzeugt, dafs die Einwohner dieses Dorfs nur einen sehr geringen An-

theil an der Insurrektion genommen haben. Allein hier geschah der erste Widerstand, und leider, wenn es darauf ankommt, ein abschrekkendes Beispiel zu geben, werden die Grade der Schuld nur selten in Erwägung gezogen.

Um zehn Uhr des Morgens trafen wir in Mailand ein; wir hatten viel Mühe, in irgend einem Wirthshause ein Unterkommen zu finden. Im römischen Kaiser nahm man uns endlich auf und dort wohne ich noch, und werde auch bis zu meiner Abreise nach Venedig, die vielleicht schon morgen erfolgt, daselbst bleiben.

Dritter Brief.

Mantua den 5. Juni 1798.

Unsere Abreise aus Mailand hat sich, wie Sie aus dem Datum dieses Briefes sehen werden, um einige Tage verspätet. An mir lag die Schuld nicht, denn da ich doch wieder dahin zurückkommen sollte, so war es mir gleichviel, ob ich ihre Merkwürdigkeiten später oder früher sähe. Aber mein Reisegefährte konnte nicht eher abkommen, und da der durch seine Geschäfte verursachte Aufschub eine grösere Bequemlichkeit der angestellten Reise mit zum Zwecke hatte, so gebot ich meiner Ungeduld gerne Stillschweigen und brachte meiner Lebhaftigkeit ein Opfer, zu welchem, wie Sie, Freund, wohl wissen, ich mich nur sehr ungern entschliefse. Dafür aber reisen wir nun

auch in einem sehr bequemen Wagen und da es mit Postpferden geschieht, so hängt es von uns ab, Tag und Nacht zu gehn, oder liegen zu bleiben, wie und wo es uns gefällt.

So wie ich diesen Morgen um drei Uhr vom Balle in Mailand gekommen bin, befinde ich mich hier in Mantua. Ich habe mich nicht einmal umgekleidet, denn vor dem Hause wartete unser Wagen, wir stiegen ein und rollten, die Ohren noch voll Tanzmusik, zum Thore hinaus. Hier kamen wir vor ungefähr zwei Stunden an. Da ich, der durchwachten Nacht ungeachtet, nicht schläfrig bin und es schon zu spät ist, um die Stadt zu sehen, so gedenke ich mit Ihnen noch etwas zu plaudern. Fürchten Sie nicht, dafs ich darüber einschlafe, in Ihrer Gegenwart kann man das nie und überdies so habe ich heute wieder zu reichhaltigen Stof zur Unterhaltung gesammelt, als dafs sie ins Stocken gerathen könnte. Aber kurz will ich mich fassen und es lieber auf morgen ver-

sparen, wenn ich gewahr werden sollte, daſs selbst der beste Wille die natürliche Schwäche des Fleisches nicht auszugleichen im Stande ist.

Eine schöne und breite Chaussee führt von Mailand nach Mantua. Sie ist von beiden Seiten mit tiefen Gräben eingeschlossen, die im Sommer das Unangenehme haben, daſs sie weit und breit einen übeln Geruch verbreiten. Jenseits denselben befindet sich eine Reihe schöner italienischer Pappeln, die sich in der Entfernung sehr gut ausnehmen, aber wegen Breite der Straſse nicht denjenigen Schatten geben, der in diesem heiſsen Klima die gröſste Wohlthat für den Wanderer und Reisenden seyn würde. So wie man zum Thore von Mailand hinaus kommt, sieht man nichts weiter, als die schnurgerade Chaussee und rechts und links derselben einen Wald von Laubholz. Die ganze umliegende Gegend geht dadurch verloren, denn es ist durchaus unmöglich in dieser Jahrszeit

weiter, als höchstens zehn Schritte, um sich zu blicken. Da sind Pappeln, Eichen, Maulbeerbäume, Erlen, Linden und Obstbäume, die abwechselnd zur Seite der Kornfelder und auf den Aeckern selbst wachsen; an ihnen hin ziehen sich Weinranken und in der Mitte erhebt sich ein Wald von türkischem Weitzen. Selten wird man zwischen ihnen ein Haus gewahr, es müfste sich denn am Ende einer Allee befinden, die von der Landstrafse in gerader Linie zu demselben führet. Das Ganze ist nach allen Richtungen von Kanälen durchschnitten und hierauf scheinen sich die Lombardischen Bauern besonders gut zu verstehen. Sie haben kein einziges Stück Acker, das sie nicht zu jeder Jahreszeit bewässern könnten, ein Vortheil, der zum Anbau des Reis und Mais unumgänglich nothwendig ist. Die Hitze mag daher auch noch so grofs seyn, so prangen die Wiesen und Felder doch allezeit mit dem schönsten Grün und bilden einen seltenen Kontrast

mit den von Staub bedeckten, zur Seite des Weges stehenden Bäumen. Dies ist eine zweite Unannehmlichkeit, der man auf der grofsen Landstrafse in Italien bei trockenem Wetter aufserordentlich ausgesetzt ist. Der Wagen ist in eine Wolke von Staub gehüllet, man kann oft kaum drei Schritte um sich sehn und man mag sich noch so sehr dawider verwahren, so wird doch alles, was man um und an sich hat, davon bedeckt.

Dies wurden wir gewahr, als wir in Lodi ankamen, das nur drittehalb Posten von Mailand entfernt ist. Es war sechs Uhr und wir beschlofsen hier zu frühstücken und alsdann die durch Buonaparte berühmt gewordene Brücke zu sehn. Zu dem Ende mufsten wir in die Stadt hinaufgehn, die auf einer Anhöhe zur linken Seite der Landstrafse, an welcher die Post liegt, befindlich ist. — Die Kaiserlichen standen noch vor derselben, als der Vortrab der französischen Armee daselbst

anlangte; sie hatten eine vortheilhafte Stellung inne, denn sie hielten die Anhöhen besetzt, wurden aber doch daraus vertrieben und zogen sich durch die Stadt über die Brücken, hinter welchen der General Beaulieu eine zahlreiche Artillerie und seine ganze Armee aufgestellt hatte. Jetzt kam es darauf an zu verhindern, dafs sie die Brücken nicht abbrachen, denn wenn dieses geschah, so würde Buonaparte mit alle seinem Glücke an einem andern Orte schwerlich so leicht über die Adda haben gehen können, als er es hier that. Und davon war er so sehr überzeugt, dafs er sogleich vier Stück reitender Artillerie dahin abfchickte, um das Abbrechen der Brücke zu verhindern.

Während man sich daselbst von beiden Seiten kanonirte, rückten die zum Uebergange bestimmten Divisionen heran. Die Kavallerie erhielt Befehle, oberhalb der Brücke über die Adda zu gehn und zwar an einem Orte, wo man, den angestellten Untersuchungen gemäfs,

diesen Flufs unmöglich passiren zu können glaubte. Der General Beaumont, der sie kommandirte, meldete dieses dem Oberfeldherrn und dessen ungeachtet blieb er bei seinem ersten gegebenen Befehle und die Kavallerie schwamm glücklich und mit wenig Verlust durch die Adda. Während dieses geschah, stürzten sich die Kolonnen auf die Brücke und gelangten, ohne sich durch ein mörderisches Kartätschenfeuer aufhalten zu lassen, an das andere Ufer des Flusses, das die Oesterreicher schon verlassen hatten, als sie kaum über die Hälfte der Brücke waren.

Dies ist in wenig Worten die Geschichte dieses merkwürdigen Ueberganges. Aber nun erlauben Sie mir auch einige Bemerkungen, die ich auf dem Terrain selbst zu machen Gelegenheit gefunden habe und wodurch Sie sich es werden erklären können, wie es zugegangen ist, dafs so wenig Menschen dabei verloren gegangen sind,

Darunter rechne ich vor allen Dingen die Lage der Brücke, die auf beiden Seiten von Häusern umgeben, es zuliefs, dafs sich die Kolonnen formiren konnten, ohne vom Feinde gesehen zu werden. Ehe man an dieselbe gelangt, kommt man in eine Strafse, die mit ihr zwei rechte Winkel bildet und von derselben bis an die Brücke hat man kaum funfzig Schritte zu gehen. So lange also die Truppen sie noch nicht selbst betreten hatten, konnte man ihnen auf keine Weise etwas anhaben und als es geschehen war, dem Kopfe der Kolonne nur allein schaden. Aber nun ist es in der Kriegskunst eine ausgemachte Sache, dafs wenn man den linken Flügel einer stürmenden Kolonne nicht zum Weichen bringen kann, der rechte, wenn er auch wanken sollte, wegen dem Drucke von hinten sich nicht mehr zurückziehen kann. Ferner so hinderten die auf beiden Seiten der Brücke und ganz nahe am Flusse, befindlichen Häuser

einen grofsen Theil der Wirkung des kaiserlichen Artilleriefeuers. Die Oesterreicher konnten den Anfang derselben nur von der Seite bestreichen und zwar mit Kugeln, die eben nicht sehr furchtbar sind. Die Brücke selbst konnten sie, wegen ihrer Krümmung, nicht enfiliren und für den Kartätschenschufs waren ihre Batterien viel zu entfernt, als dafs sie der französischen Kolonne grofsen Schaden hätten zufügen sollen. Gelang es nun aber dieser, wie es hier der Fall gewesen ist, bis über die Hälfte derselben rasch vorzurücken, dann war sie schon beinah ganz aus dem Schusse der Artillerie und die feindlichen Kanoniere, um nicht bei ihren Stücken niedergestofsen zu werden, mufsten sie augenblicklich verlassen.

Hieraus werden Sie abnehmen, dafs alles dabei nur auf Schnelligkeit in der Ausführung ankam und hierinn haben die französischen Truppen einen entschiedenen Vorzug vor allen Kriegsvölkern in der Welt. Auch dem mora-

lischen Effekte, den eine heftige Kanonade auf den gemeinen Mann gewöhnlich hervorbringt, mufsten sie widerstehn und sobald dies der Fall war, konnte der Uebergang über die Brücke bei Lodi gar nicht fehlschlagen. Ueberdies so ist sie nur gegen zweihundert und funfzig Schritte lang und diese läuft man wohl in so viel Zeit als nöthig ist, um einige Stücke zu laden und abzuschiefsen. Wir fanden an den Häusern noch die Spuren dieses Angriffes; die Kaiserlichen scheinen nach dem Kopfe derselben das gröfste Feuer gerichtet zu haben und selbst ein Heiliger, der an der Brücke stand, hat das Unglück gehabt, von ihnen niedergeschossen zu werden. Buonaparte befand sich in einem Eckhause, dessen Fenster auf den Flufs gehen und von welchem er Alles sehr gut übersehen und nach Befinden der Umstände neue Befehle geben konnte.

War die Mittagshitze daran schuld oder ist die Volksmenge wirklich so gering, wir fan-

den in Cremona die Strasſen beinahe ganz leer von Menschen und die Stadt wie ausgestorben. Da war kein einziges Haus, in welchem Thür und Fenster nicht fest verschlossen gewesen wären. Niemand, ja nicht einmal Kinder oder Soldaten sah man in den Strasſen und eine Stille war überall verbreitet, wie man sie nur in der Stunde der Mitternacht in Deutschland anzutreffen pflegt. Der Wirth erklärte mir diese Erscheinung durch die ausserordentliche Hitze, von welcher man in Cremona, wegen den breiten Strasſen, weit mehr wie in Mailand oder in Mantua leidet. Uebrigens ist die Stadt sehr ansehnlich und würde in jedem andern Lande, ausſer in Italien, zu den groſsen Städten gezählt werden. Die Strasſen sind meistentheils sehr regelmäſsig, sie hat einige groſse Plätze, die sich recht gut ausnehmen; aber wenig schöne und prächtige Gebäude. Die Volksmenge steht mit ihrer Gröſse in gar keinem Verhältnisse und daran mag der Man-

gel an Industrie und Handel wohl die meiste Schuld haben. — Violinen werden in Cremona noch gemacht, aber in geringer Anzahl und bei weitem nicht mehr so vortreffliche als ehmals.

Nachdem wir uns einige Stunden in Cremona aufgehalten hatten, eilten wir weiter, um noch vor dem Thorschlusse in Mantua anzukommen. Die Landschaft hatte wenig Abwechselung, Maisfelder mit Weinbau vermischt und jederzeit von Bäumen umgeben machten die Hauptzüge in derselben aus. Aber hier hatte ich Gelegenheit die ersten Reisfelder zu sehen, aus einer Ebene von Wasser sprofsten dünne grüne Halme und ragten einen Fufs hoch schon über die Oberfläche derselben hervor. Der Anbau des Reis ist sehr mühsam und die Gegend, wo er wächst, ausserordentlich ungesund, zumal wenn die Hitze im Sommer sehr grofs ist und vielen Schlamm ansetzt. — Castellucchio, ein Dorf, ist die letzte Poststa-

tion von Mantua, der Weg bleibt sich immer gleich, er ist eben und gut. Wir kamen kurz vor dem Thorschlusse hier an; eine unwillkührliche Bangigkeit überfiel mich, als ich das Thor Pradella zurückgelegt und nach der Wohnung des Platzkommandanten fuhr. Während mein Reisegefährte ihm unsere Pässe vorlegte, hatte ich Gelegenheit, die Menschen auf der Strafse zu beobachten. Sie schienen mir alle blafs und kränklich zu seyn, eine gewisse Traurigkeit war auf ihrem ganzen Aeufsern abgedrückt, still und einsam bewegten sie sich langsam auf dem grofsen Platze hin und her; ich verglich sie mit Gefangenen, denn alles, was mich umgab, flöfste mir von Mantua das Bild eines grofsen Gefängnisses ein. Diesen Eindruck pflegen alle Festungen auf mich zu machen und ich habe noch keine gesehen, in welcher ich mich wohl und behaglich gefunden hätte. Die strenge militairische Ordnung, die in ihnen herrscht, und das Gefängnifsartige,

das sie haben, mögen Ursache von Gefühlen seyn, die ich mir sonst auf keine Art zu erklären wüſste.

Morgen oder sobald ich Zeit und Muſse dazu habe, erhalten Sie meine Bemerkungen über Mantua.

Vierter Brief.

Mantua den 6. Juni 1798.

Aus dem Gardasee entströmt der Mincio, ein Flufs, dessen Ufer reitzend und angenehm, aber wegen des geringen Falles, den er hat, nicht die gesündesten. An der nordöstlichen Seite von Mantua ergiefst er sich in einen See, dessen Länge eine Stunde und die Breite die Hälfte davon betragen mag. An seinem linken Ufer, da wo er die Stadt berührt, ist ein Hornwerk erbauet, wodurch die Festung von der Strafse, die nach Mailand führt, gedeckt wird. Es ist ganz von Erde, aber mit Graben und Kanälen durchschnitten, die verhindern, dafs es nicht anders als vom Wege her angegriffen werden kann. Ein Bastion und ein Ravelin zu beiden Seiten des Thores Pradella schützen es

und würden, so lange sie in gehörigem Stande sind, dem Feinde, wenn er es auch erstürmte, nicht erlauben, sich in demselben festzusetzen. Wenn man Mantua von dieser Seite zuerst sieht und wenige oder nur unbedeutende Werke gewahr wird, dann wird es einem schwer, die in allen öffentlichen Blättern so hoch gepriesene Stärke derselben mit ihrer Unbedeutendheit zusammen zu reimen.

An den Mauern der Stadt selbst hin fliefst von Pradella der See bis an die Citadelle, wo er schmäler wird und es erlaubt hat, eine bedeckte Brücke auf demselben zu bauen. Diese Brücke, auf welcher sich die nöthigen Mühlen befinden, die aber nur mahlen können, wenn das Wasser nicht eine gewisse Höhe übersteigt, ein Fall, der sehr häufig eintritt, führt über den See in die fast unüberwindliche Citadelle, wenn sie Casematten hätte. Bis an dieselbe führt der See den Namen des obern

Sees (*Lago superiore*) und von da bis an die Brücke, über welche man in die Vorstadt St. George geht, des mittlern Sees (*Lago di miglio*). Dieser so wie der untere See (*Lago inferiore*), der sich südöstlich von Mantua endigt und den Mincio wieder entläſst, sind beide sehr unbedeutend und ihre Breite ist an einigen Stellen nicht hinreichend, um den Schuſs eines Vierundzwanzigpfünders unwirkſam zu machen. Die Stärke der Festung besteht auf dieser Seite einzig und allein in dem Fort St. George. Zur Zeit der Oestreicher war es nur mit einer einfachen Mauer umgeben, jetzt hat man angefangen, einige Auſsenwerke vor demselben anzulegen, die aber, wegen ihrer Weitläuftigkeit, wenigstens dreitausend Mann Besatzung erfordern werden. Mit der Stadt hängt St. George durch eine Brücke zusammen, die wegen der geraden Linie, die sie bildet, und den Zugbrücken, die auf derselben angebracht sind, sehr leicht vertheidigt werden kann.

Von St. George aus kann man der Stadt wenig oder gar nichts schaden.

Aber das verschanzte Lager und die Werke, die sich am linken Ufer des untern Sees befinden, und die Befestigung der Südseite von Mantua, vor dem Thore Cerese, ausmachen, können von St. George aus sehr leicht bestrichen und in Rücken genommen werden. Der linke Flügel derselben, dicht an der Stadt, ist ihnen besonders sehr ausgesetzt, und ich würde mich nicht gern entschliefsen, ihn zu befehligen, wenn einmal diese Vorstadt von dem Feinde eingenommen wäre. Die Befestigung dieses Theils der Stadt besteht vorzüglich in einem breiten Graben, welcher der Kanal Pajolo heifst und der sein Wasser aus dem obern See erhält, von welchem von Pradella aus es um die Festung geleitet, bei Pietoli sich wieder in den untern See ergiefst. Die Gegend zwischen diesem Kanal und dem verschanzten Lager ist ganz unter Wasser gesetzt, das in

gewissen Jahreszeiten, und besonders wenn die Südwinde den Po aufwärts treiben, alles überschwemmt und die daran befindlichen Werke vernichtet, in andern gröfstentheils austrocknet, dem verschanzten Lager dadurch seine gröfste Stärke entzieht und wegen dem zurückgelassenen übel riechenden Schlamm Mantua zur ungesundesten Stadt macht, die ich kenne. Zwischen diesen Deichen hin, die nach den Umständen mehr oder weniger tief sind, läuft eine Chaussee, die von Entfernung zu Entfernung mit Schanzen versehen, der einzige Weg ist, auf welchem der Feind, wenn das Wasser hoch ist, sich der Stadt nähern kann. Allein gelingt es ihm, den Thurm bei dem Dorfe Cerese zu erstürmen, dann ist er Meister von den Schleufsen, die das Wasser im Kanal Pajolo erhalten, und kann nach Willkühr sie öffnen und ihn dadurch so seicht machen, dafs man ihn auf jedem Punkte durchwaten und sich des verschanzten Lagers bemächtigen kann.

Dieses ist um so leichter, da jenseits dem Kanale eine Anhöhe befindlich ist, die nicht nur das verschanzte Lager, sondern auch das Hornwerk von Pradella und die Stadt selbst dominirt. Da man sie nicht besetzen und auch nicht gut vertheidigen kann, weil sie ganz ausserhalb den Linien der Festungswerke liegt, so sehe ich Mantua, wenn sie nicht abgetragen wird, für eine der schwächsten Festungen an, die ich kennen gelernt habe.

Dieses Urtheil wird Ihnen, Freund, wahrscheinlich auffallen, und Sie werden vielleicht nichts anders darinn finden, als meine Vorliebe zu Paradoxen. Allein daſs Mantua nicht die groſse unüberwindliche Festung sey, wofür man sie allgemein hält, und wozu sie Buonaparte aus Politik und um seine bei der Belagerung derselben gemachten Fehler zu beschönigen, erhoben, will ich Ihnen mit den eignen Worten dieses Feldherrn beweisen. Wenn Sie das Werkchen *Campagne du general Buonaparte*

en Italie zur Hand nehmen und darin die Geschichte der ersten Belagerung dieser Stadt nachschlagen, so werden Sie finden, dafs sie den 16. Prairial eingeschlossen und St. George erobert wurde *). Den 30. Messidor, also nur anderthalb Monate nachher, eröffnete der Brigadechef Chasseloup die Laufgräben **), und den 4. Thermidor forderte der General Berthier den östreichischen Kommandanten auf, sich zu ergeben ***). Nun aber ist es ausgemacht, dafs keine Festung länger als vierzehn, höchstens zwanzig Tage nach Eröffnung der Laufgräben sich halten kann, und mit Recht sagt daher Buonaparte in seinem Berichte über die Gefechte bei Salo, Lonado und Ca-

---

*) S. *Campagne du general Buonaparte en Italie* Tom. I. S. 96.

**) S. Ebendas. Tom. I. S. 144.

***) S. Ebendas. Tom. I. S. 146.

stiglione, dafs Mantua auf dem Punkte gewesen sey, sich zu ergeben, als er durch die Umstände gezwungen, die Belagerung habe aufgeben und seine ganze Artillerie im Stiche lassen müssen *). Vom 16. Prairial aber bis zum 11. Thermidor, wo dieses geschah, sind nur ein Monat und fünf und zwanzig Tage, und wahrlich eine Festung, die man in so kurzer Zeit und mit so wenig Hülfsmitteln, wie Buonaparte damals hatte, einnehmen kann, ver-

---

*) S. Ebendas. Tom. I. 158 wo es heifst: *Mais pour exécuter ce projet, il fallait dans vingtquatre heures lever le siege de Mantoue qui était sur le point d'etre prise.* (Aber um dieses Projekt auszuführen, mufste in vier und zwanzig Stunden die Belagerung von Mantua aufgehoben werden, das auf dem Punkte stand, eingenommen zu werden. A. d. V.

dient auf keinen Fall unter die gröfsten und unüberwindlichen gezählt zu werden.

Aber, werden Sie mir sagen, wie kam es denn, dafs er in der Folge so lange davor stand und sie endlich nicht anders, als durch Hunger zur Uebergabe zwang. Dieses will ich Ihnen sogleich erklären. Der Feldmarschall Wurmser hatte sich erstens mit einer sehr starken Anzahl Truppen in Mantua geworfen, und dann konnte Buonaparte mit einer Handvoll Leute, die er davor zurückliefs, wenig oder nichts gegen eine Festung ausrichten. die, wenn sie zwanzig oder dreifsig tausend Mann Garnison und die nöthigen Lebensmittel hat, dadurch nur allein unüberwindlich gemacht werden kann. Ferner so griffen sie die französischen Ingenieurs von St. George und der Citadelle an, zwei Seiten, wo sie gerade am festesten und ihr am wenigsten beizukommen ist. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so bin ich, nach den geringen Kenntnissen, die ich

mir darüber zu verschaffen gewufst habe, überzeugt, dafs Buonaparte ihrer in weit kürzerer Zeit Meister geworden wäre. Aber ob er sie auch dann nicht noch für unüberwindlich ausgegeben hätte, ist eine andere Frage. Ich glaube es, denn viel Wortgepränge zu machen liegt in seiner Art, und seine Lage erforderte sogar, Allem, was er that, ein Ansehen von aufserordentlicher und ungewöhnlicher Gröfse zu geben; die Zeitungsschreiber wiederholten willig, was man ihnen vorsagte, das entfernte Publikum glaubte es, und so kam es, dafs Mantua in einen Ruf gesetzt wurde, den es, nach meinem Urtheile, auf keinen Fall verdient.

Doch lassen Sie mich davon abbrechen, denn schon zu lange unterhielt ich Sie über einen Gegenstand, der Ihnen, da Sie kein Militair sind, nur in historischer Rücksicht allenfalls interessant seyn kann. Indessen werden Sie aus dem Gesagten bemerkt haben, dafs



Mantua von allen Seiten mit Wasser umgeben, in der Nähe gar keine schöne Gegenden und Promenaden haben kann und äufserst ungesund seyn mufs. Dieses letztere ist im Sommer so sehr der Fall, dafs man oft nur sich im Geringsten zu erkälten oder ein frisches Glas Wasser zu trinken braucht, um sogleich das heftigste Fieber zu bekommen. Diesem Umstände schreibe ich auch die kränklichen und blassen Gesichter zu, die mir bei meiner Ankunft so sehr auffielen, und die ich in der Folge bei der Garnison, die doch alle Monate abgewechselt wird, noch häufiger als bei den Einwohnern antraf. Diese sind in der That sehr übel daran, und wer nur irgend wohlhabend ist, eilt daher auch in der warmen Jahreszeit eine Stadt zu verlassen, die ein grofser Kerker und Spital zugleich ist. Da die Oestreicher alle Bäume in der Gegend des Pallastes T. genannt, niedergehauen haben, so ist nun innerhalb den Festungswerken kein einziger Ort mehr anzutref-

fen, wo man im Schatten derselben ausruhen oder lustwandeln könnte. Dies geschieht nun an Sonn- und Festtagen auf der St. Georgenbrücke zu Fuſs und auf der Straſse vor dem Thore Pradella zu Wagen und zu Pferde, wo man es aber vor Staub kaum aushalten kann.

Aber über St. George hinaus, an dem linken Ufer der Seen und zu beiden Seiten des Dorfes Cerese giebt es sehr angenehme und schattigte Spaziergänge, die jedoch, wie es mir geschienen, von den Mantuanern wenig besucht werden. Wenn man von da links abgeht, so gelangt man zwischen Hecken und einer dichten Reihe Bäume hindurch, bis an den Punkt, wo der untere See aufhört und der Mincio sich aus demselben wieder ergieſst. Das Dörfchen, welches an dem Ausflusse desselben befindlich ist, heiſst Pietoli, und die Gegend la Virgiliana. Hier wurde der liebenswürdigste und erste epische Dichter des alten Roms geboren, und dieser sein Geburtstort ist unter

dem Namen Andes schon längst durch seine Gedichte bekannt.

Mich überfiel ein unwillkührlicher Schauer, als ich hieher lustwandelte und mich in die Zeiten Augusts zurückdachte. Wo mein Auge hinblickte, wähnte ich Spuren von dem Daseyn eines Mannes zu entdecken, der als Mensch und als Dichter mir von jeher werth war. Hier verflossen ihm die ersten Jahre seiner frohen Jugend, sagte ich mir, hier lebte er in stiller und glücklicher Unbekanntheit, und wo du jetzt stehst und gehst, da wandelte einst Virgil einher, nachdenkend über seine Eklogen und seine Georgika. Sanft, wie er selbst war, tönte hier der Hain von dem Gesang seiner Flöte wieder, um ihn her gelagert auf grünen Rasen horchte auf seine Lieder die Schaar fröhlicher Hirten, und im Gebüsch versteckt lauschten die ländliche Muse und das zahlreiche Heer der Waldgötter und klatschten ihm Beifall zu. — Aber bald verändert sich die Szene, die heroi-

sche Muse begeistert ihn und Schlachten schmettert die helltönende Trompete. Ein schrecklicher Richter und Feind von Allem, was den Gesetzen des Rechts zuwider ist, ruft er den Göttern der Erde zu:

Discite justitiam moniti et non temnere divos!

ein Wort, das man ihnen nicht genug vordonnern kann. Zermalmend führt er den Verräther des Vaterlandes auf

Vendidit hic auro patriam - - - -

- - - - fixit leges pretio atque refixit.

und stellt ihn, das scheuslichste Ungeheuer der Gesellschaft, mit dem Fluche seiner Mitbürger beladen, der Verachtung aller kommenden Geschlechter dar. — Ach, wo würde er heute Worte hergenommen haben, dachte ich traurig bei mir selbst, zu strafen die Verbrechen am Vaterlande begangen, wenn er sie mit Zweigen von Eichenlaub gekrönt, erblickt hätte!

Niedergeschlagen und tief erschüttert kehrte ich in die Wirklichkeit zurück, und ward am Ufer des Flusses, von einigen Bäumen umschattet, einen Obelisk gewahr, den Buonaparte, sich selbst ehrend, dem Andenken Virgils hier hat setzen lassen. Als Erinnerung an ein, des großen Dichters würdigeres Monument kann man es hingehen lassen, sollte aber Frankreichs Held glauben, Alles damit schon abgethan zu haben, dann müßte sich der Schatten Virgils unwillig von ihm wegwenden und nie sich ein Barde finden, der ihn der Ehre werth schätzte, seine Thaten der Nachwelt zu überliefern. Auf der einen Seite des Fußgestells dieses Obelisks liest man die Worte:

Primus ego in patriam mecum, modo vita supersit,
Aonio rediens deducam vertice Musas:
Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas.

Auf der zweiten;

Nec spes libertatis erat.

Auf der dritten:

O Meliboee, deus nobis haec otia fecit.

Auf der vierten:

Natal. Pub. Virgilii Maronis sacrum.

Dieser Obelisk wurde unter der Leitung des Generals Miollis errichtet, der zur Eroberung von Mantua treulich beigetragen; aber seiner litterarischen Aufschneidereien ungeachtet, nie für den grofsen Kunstkenner und Verehrer der Musen gehalten werden wird, für welchen er sich, mit einer seltenen Selbstgenügsamkeit, so gern auszugeben pflegt.

Ein zweites Monument, aber wo möglich noch erbärmlicher, als das eben beschriebene, steht auf dem Platze in St. George. Es ist dem Andenken der bei der italienischen Armee gefallenen Krieger geweiht und mit Bedauern liest man darauf unter andern besonders die Namen Stengel und Laharpe. Ein von

Brettern zusammengeschlagener Obelisk und mit den Nationalfarben bemahlt, ist das armselige Vehikel, wodurch man den Muth und die Aufopferungen dieser Männer der Nachwelt zu überliefern wähnt. Zur Ehre Frankreichs und seiner Krieger will ich hoffen, daſs einst der schönste Marmor dieses elende Denkmal verdrängen werde.

Ich führe Sie jetzt wieder in die Stadt selbst zurück, ob ich Ihnen gleich noch ein Kloster ausserhalb Mantua an der Spitze des obern Sees gelegen, zeigen könnte. Allein ich müſste befürchten, daſs die in der Kirche delle Grazie aufgestellten Wachsfiguren, die von der Mutter Gottes verrichteten Wunder, Sie so sehr empören und alles ethische Gefühl in Ihnen so sehr unterdrücken könnten, daſs selbst die herrlichen Schöpfungen eines Giuglio Romano es kaum wieder zu wecken im Stande seyn würden. Daſs man in Deutschlands Kirchen die häſslichsten Zerrbilder dem frommen

Beter zur Verehrung aufstellt, begreife ich wohl, aber wie man in Italien der Kunst und dem Geschmacke, der dieses Land so sehr auszeichnet, auf eine so empörende Art, wie es in dem erwähnten Kloster geschieht, Hohn bieten könne, ist mir ein Räthsel, dessen Dunkel ich zur Ehre der Menschheit nicht zu erklären wage.

Wenn ich Dresden und Strasburg ausnehme, so ist mir keine Festung bekannt, die ich wegen ihrer Gröſse, Volksmenge und der Schönheit der öffentlichen und Privatgebäude Mantua an die Seite zu stellen wüſste. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man von dem erbärmlichen St. George kommt, die Brücke zurückgelegt hat und sogleich auf den schönen, länglicht viereckigten, in der Mitte mit einem hohen Freiheitsbaum gezierten Paradeplatz gelangt. Nach dem was man gesehen hat und bei der Vorstellung, die man sich ge-

wöhnlich von einer Festung macht, erwartet man nicht, wenigstens so nahe an den Werken derselben, eine schöne und gut in die Augen fallende Kirche, einen weitläuftigen, halb gothischen, halb im neuern Geschmak erbauten herzoglichen Palast, mehrere grofse und ansehnliche Häuser und überhaupt verschiedene Anlagen zu finden, die sich neben dem Zustande der Belagerung, in welchem Mantua so oft schon war, nicht gut denken lassen. Die Kathedralkirche, welche nebst der an derselben vorbeilaufenden Strafse die obere Seite des Platzes einnimmt, ist nach dem Plane des Giuglio Romano erbaut und macht durch ihr gefälliges Aeufsere eine schöne Zierde desselben aus. Sie enthält mehrere Gemählde, die aber entweder Kopien oder von wenig bekannten, zum Theile jetzt noch lebenden Meistern sind. Das schönste davon von Giuglio Romano hat schon nach Paris wandern müssen; es stellt einen Christ vor, der die Apo-

stel ihm zu folgen ruft. Nach der Kopie zu ürtheilen, die man an seine Stelle gesetzt hat, verdient es unter die vollendetesten Werke dieses Künstlers gezählt zu werden.

Da er in Mantua lange gewohnt und wenn ich nicht irre, auch da gebohren ist, so fehlt es nicht an Werken von ihm. Als Raphaels würdigen Schüler bewundert man ihn besonders im Palaste T., von dem ich weiter unten sprechen werde und in dem herzoglichen Palaste. Dieser hat, ausser den Frescogemählden, die theils von Giuglio Romano selbst, theils von seinen Schülern verfertigt sind, nichts was die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen könnte. Auf dem Plafond in dem gröſsern Saale sind die Gottheiten Aurora und Apollo besonders meisterhaft dargestellt. Vorzüglich schön, voll Leben und Bewegung sind die vier weiſsen Pferde, die den Wagen des Sonnengottes ziehn; man

mag sie betrachten von welcher Seite man will, sie scheinen sich immer vorwärts zu bewegen. Um den Plafond herum, oberhalb der Mauer und den Fenstern sind allegorische Figuren, unter welchen eine wegen ihrer optischen Wirkung besonders erwähnt zu werden verdient. Es ist eine weibliche Figur, die Siegesgöttin vorstellend, welche den linken Arm einwärts gebogen hält. Wenn man aus den vordern Zimmern in den Saal tritt, erscheint der Arm ungewöhnlich kurz und dick, bei jedem Schritte aber, den man ihr näher kommt, dehnt er sich auffallend aus und wird immer länger und wenn man bei ihr vorüber gegangen ist, erscheint er endlich eben so ungewöhnlich lang und dünn, als er vorher kurz und dick geschienen hatte. — In einem Zimmer zwischen den beiden Sälen ist die Göttin der Nacht, Luna, mit dem Thierkreise und dem gestirnten Himmel vorgestellt. Die Farben sind dunkel und kräftig, das Ganze macht bei dem ersten Anblicke einen

grofsen Effekt, aber in der Folge bemerkt man ungern auffallende Fehler in der Zeichnung. — Die herzoglichen Zimmer dieses ausserordentlich geräumigen Palastes stehen jetzt ganz leer, in den Seitengebäuden aber sind die Kanzleien der Municipalität und der Stadtpolizei.

Mit dem herzoglichen Palaste hängt das Theater zusammen. Sein Aeufseres fällt von der Strafse ganz und gar nicht in die Augen und man geht bei demselben vorüber, ohne es auch nur zu bemerken. Aber das Innere ist, so wie überhaupt von allen italienischen Theatern, geräumig, bequem und wohlgefällig. Wie es mir geschienen, wird es von den Einwohnern wenig besucht, denn unter den Zuschauern bemerkte ich meistentheils französische Militairpersonen, die hier, so wie allenthalben, wo Garnisonen sind, die erste Rolle spielen. Es war gerade keine Oper

hier und Mantua's Bürger wurden entweder mit einer langweiligen Komedie und noch schlechtern Tragedie oder mit den Schelmereien Harlekins, den Tölpeleien des Pantalone und Brighello und der Verschmitztheit der Kolumbine und Rosaura unterhalten. — Neben dem Theater und auch mit ihm zusammenhängend, sind die Gefängnisse für Militair- und Civilpersonen. Sie haben die Aussicht nach dem See und würden in jedem andern Orte, wie in Mantua, für sehr gesund gelten können. Hier war es, wo der französische Bothschafter Semonville jahrelang eingekerkert gehalten würde, eine politische Maafsregel, die selbst der verschlagenste Sophist wohl schwerlich mit den Grundsätzen des Völkerrechts in Einklang zu bringen im Stande seyn möchte.

Ich mufs, was ich Ihnen noch über Mantua zu sagen habe, auf ein andermal versparen.



Es ist schon sehr spät und mein Reisegefährte befürchtet, daſs, wenn ich noch länger aufbleibe, ich unsere Abreise, die auf morgen festgesetzt ist, aufhalten könnte.

Fünfter Brief.

Parma den 8. *Juni* 1798.

Wir sind, wie Sie sehen, von unsrer ersten Reiseroute etwas abgewichen; anstatt von Mantua aus gerade nach Legnago zu gehn, wie es unsere Absicht war, haben wir bei Borgoforte den Po passirt und uns nach Parma gewandt. Dadurch machen wir einen beträchtlichen Umweg von Mailand nach Venedig und haben den Zirkel, den wir anfänglich zu durchlaufen gedachten, mehr als um die Hälfte erweitert. Aber dafür entgehen uns jetzt auch nicht Parma, Modena, Bologna und Ferrara. Alle diese Städte müssen wir auf unserm nun eingeschlagenen Wege berühren und zwar ohne nöthig zu haben die Apenninen, welche uns rechts liegen bleiben, zu besteigen. Da wir

einem jeden von den eben genannten Orten doch wenigstens einen Tag werden widmen müssen, so können Sie darauf rechnen uns später in Mailand wieder eintreffen zu sehn, als wir anfänglich auszubleiben gedachten. — Dies zu Ihrer Nachricht und Beruhigung, wenn etwann meine Briefe, wie es jetzt leicht der Fall seyn kann, länger, als sie sollten, ausblieben.

In Mantua haben wir uns nur vier und zwanzig Stunden aufgehalten und diesem kurzen Aufenthalte müssen Sie es allein zuschreiben, wenn ich Ihrer Wifsbegierde, theurer Freund, noch manches zu wünschen übrig liefs. Aber dafür will ich nun hier, wo wir gestern schon angekommen sind und wo es mir weniger an Zeit und Mufse fehlt, nachholen, was ich aus Mangel an derselben Ihnen in und über Mantua zu sagen unterlassen mufste.

Und wenn ich nicht irre, so betrifft dieses die Kunst, gerade das wichtigste, das, was für Sie das meiste Interesse hat. Zwar hat

Mantua darinn keine grofsen Schätze aufzuweisen, allein das Wenige, was es besitzt, ist von der Art, dafs man sich gewifs lange nachher noch Glück wünschen mufs, es gesehn zu haben. Bei mir wird dieses wenigstens der Fall seyn, denn ich verliefs beide, das Museum und den Palast T. ausserordentlich befriedigt. Im erstern entdeckte ich einige etrurische Basreliefs, die ihren Ursprung sehr deutlich verrathen und nicht ohne Werth sind. Schöner als sie aber ist ein Torso, der jedoch leider so sehr verstümmelt ist, dafs man nicht errathen kann, was er vorgestellt hat. Ihm zur Seite setze ich einen Kopf von Marc Aurel und einen Aesculap, beides Werke griechischer Meister aus dem Zeitalter des Wiederauflebens der Künste unter den Römern. Eine ganze Menge von Statüen, Büsten und Basreliefs, mehr oder weniger verstümmelt und restaurirt erregen im Saale selbst Aufmerksamkeit, deren Beschreibung aber wohl schwerlich den nehm-

lichen Effekt hervorzubringen im Stande seyn würde. — In dem Hause der Akademie ist auch die Bibliothek und eine Sammlung von physikalischen und astronomischen Instrumenten. Allein beide sind so unbedeutend, daſs sie nicht mehr als einer oberflächlichen Erwähnung verdienen.

Ich führe Sie auch sogleich von da weiter und zwar noch einmal ausserhalb der Stadt, wo ich Ihnen den sogenannten Riesensaal (salle des geants) zeigen will. Unter dieser Benennung kennt man im Auslande, mehr wie in Mantua, einen Saal des Palastes T., dessen Wände Giuglio Romano al fresco gemahlt hat. Kein Künstler, kein Reisender kommt nach Mantua, der nicht hineilte, in ihm die Schöpfung der ungeheuersten Einbildungskraft und den geschickten Pinsel eines der gröſsten Meister zu bewundern.

Wenn man zum Thore Cerese hinausgeht und den sogleich hinter demselben von der

Chaussee rechts abführenden Weg einschlägt, erblickt man die in einem Halbzirkel erbaute Säulenordnung des, der Form nach, einem T. ähnlichen Palastes. Von dieser Seite muſs man sich ihm nähern, wenn man sich denjenigen Genuſs verschaffen will, welchen Ordnung, Schönheit und Ebenmaaſs jedem für sie nicht unempfänglichen Geist darzubieten pflegen. Giuglio Romano hat die Zeichnung dazu hergegeben und als Gefangener und zum Zeitvertreibe mahlte er in der Folge das Innere desselben al Fresco. Wenn man ihm näher gekommen ist und seinen Umkreis nun betritt, verliehrt sich doch sehr bald der vortheilhafte Eindruck, welchen es in der Entfernung machte. Sechs Zimmer ausgenommen, sind alle übrigen zu Kasernen eingerichtet, Franken und polnische Legionairs wohnen hier gemeinschaftlich beisammen und so viel ich bemerkt habe, hat keine Nation der andern etwas wegen ihrer Unreinlichkeit vorzuwerfen. Anstatt

also in ein Heiligthum der Künste einzutreten, wie man erwartet hatte, wird man auf einmal gewahr, dafs man sich in der Werkstätte Vulcans befindet und mit Feuerschlünden und Kriegern umgeben ist. Diefer Anblick läfst uns für die Erhaltung der Kunstwerke, die im Innern der Gemächer aufbewahrt werden, zittern und wir danken's der Gottheit, die sie uns bis jetzt der Vernichtung, die ihnen drohte, entrifs *).

Aus diesem Hofe gelangt man über eine kleine Brücke in eine Gallerie, welche von den

---

*) Dies war der Fall als ich den Palast T. zum erstenmal sah. Aber als ich ihn das letztemal besuchte, ein Jahr später, unter einem Regen von Bomben, Haubitzen und Kanonenkugeln, da fand ich es anders; ich fand das Meisterwerk eines Giuglio Romano vernichtet, ein Verlust für alle Jahrhunderte.

A. d. V. im Jahr 1801.

Schülern des Giuglio Romano al fresco gemahlt ist. Zu beiden Seiten derselben sind drei Zimmer, die einzigen, die unbewohnt stehen. Links erblickt man sogleich im hintersten von ihnen mehrere giganteske Figuren, die plötzlich unsere ganze Aufmerksamkeit fesseln. Wir eilen sie näher zu betrachten, aber von Bewunderung und Staunen ergriffen bleiben wir unter der Thüre stehen und suchen unser Auge erst an die ungeheure Gröſse der Figuren, an die Wildheit ihres Ausdruks und an ihre Verzweiflung zu gewöhnen. — Obgleich dieser Saal nur von mittlerer Gröſse ist, so scheint er doch, bei dem ersten Anblicke, ungewöhnlich hoch und lang zu seyn. Diese optische Wirkung hat der Künstler durch die Menge und Gröſse der Figuren, so wie durch die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen hervor zu bringen gewuſst. Hier erblickt man ungeheure Riesen, wie sie in ihrer blinden Wuth Felsen auf Felsen aufthürmen und so den Olymp zu

erklettern suchen. Auf ihren Schultern tragen sie die gröfsten Massen; man sieht es ihnen an, dafs sie es wagten, sich mit dem Siege zu schmeicheln, ja es schien ihnen ganz und gar nicht unmöglich, den verhafsten Gott zu stürzen. — Aber über ihren Häuptern rollt der Donner, der ganze Olymp ist in Aufruhr und Bewegung; einige Gottheiten ergreifen die Flucht, andere bereiten sich zur Gegenwehr. Fürchterliche Blitze schleudert auf sie herab der Vater der Götter und Menschen, ihre aufgethürmten Berge stürzen zusammen und unter ihren Massen sieht man einzelne Gliedmasen der Erschlagenen hervorragen. In der Wirkung seiner Macht nur allein erscheint Jupiter gröfser und erhabener wie sie; Wuth, Tod und Verderben ist auf den Gesichtern seiner Feinde mit unverkennbaren Zügen ausgedrückt. Wo man hinblickt, sieht man nichts als der Vernichtung furchtbaren Effekt; die Erde ist erschüttert, Tempel und Paläste stürzen zu-

sammen, umsonst versuchen es die Riesen sie zu stützen, sie finden unter ihren Ruinen ihr Grab. — Der Künstler hat das Lokale ganz vortrefflich zu benutzen gewufst; nichts ist überflüssig, nichts ist leer; alles ist Bewegung und als Kontrast zu diesen Greuelscenen erblickt man ausserhalb den Grenzen derselben eine lachende Landschaft, deren Bewohner mit dem Glücke, das ihnen beschieden ist, vollkommen zufrieden zu seyn scheinen. — Dieser Saal ist nie in Kupfer gestochen oder kopirt worden; welch ein Verlust, wenn er je bei einer Belagerung leiden sollte, ein Fall, der sehr leicht eintreten kann, weil der Palast T. ganz nahe am Kanal Pajolo liegt.

Julius Caesar und die Enthaltsamkeit Scipions sind in den beiden daran stofsenden Zimmern abgebildet und nicht ohne Werth. Sie würden, das bin ich überzeugt, einen weit gröfsern Eindruck machen, wenn sie sich nicht in der Nähe des Riesensaales befänden. — In

den Zimmern auf der entgegen gesetzten Seite mache ich Sie besonders auf den Sturz des Phaeton aufmerksam. Nächst diesem sind die Medaillons, welche die Geschichte der Psyche, Polyphem und Acis, den Kampf der Horazier und Venus die den Mars zurück zu halten bemüht ist, vorstellen, ganz besonders, theils wegen ihrer kräftigen und lebhaften Farbenmischung, theils wegen ihres Ausdrucks und der Grazie, die mehr oder weniger über sie verbreitet ist, merkwürdig und sehenswerth. Die in dem zweiten Zimmer befindlichen Abbildungen der reifsenden Thiere, des Gefechtes der Centauren, des der Amazonen und der Arbeiten des Hercules vereinigen die vollendetste Kunst in sich und sind um so seltener und kostbarer, weil sie in Miniatur sind. — Wenn Sie mich nun durch das Thor Pusterla wieder in die Stadt begleiten wollen, so kann ich Ihnen in der Nähe desselben das bescheidene aber geschmackvolle Häuschen zei-

gen, das der Schöpfer der eben gesehenen Werke sicherbaut und bewohnt hat, und dann erlauben Sie mir gütigst, dafs ich den Faden meiner Erzählung da wieder ergreife, wo ich ihn zu Anfange dieses Briefes habe fahren lassen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir von Mantua abfuhren. Die Abänderung unserer Reiseroute und nicht, wie Sie vielleicht glauben könnten, mein langes Schlafen, waren Schuld daran. Mit der Charte in der Hand weckte mich mein Reisegefährte schon sehr früh, um mir bemerklich zu machen, dafs wir nach unserm ersten Plane zwar schneller nach Venedig gelangen, aber auch keinen andern Ort als Legnago berühren würden. Ich glaubte es ihm aufs Wort, denn noch war ich nicht munter genug, um mit ihm auf der Charte den Weg zu verfolgen, welchen wir zu nehmen beschlossen hatten. Als er aber fortfuhr und mir bewies, dafs wir

bei einem im Grunde unbedeutenden Umwege, nächst Parma, auch Bologna und Ferrara zu sehn bekommen würden, da ward ich munter, nahm ihm die Charte aus der Hand und fing an die Entfernungen mit unsrer Zeit und unsern Mitteln zu vergleichen. Ich fand nichts, was mich hätte abhalten können, seinen Vorschlag anzunehmen; ob wir Venedig einige Tage früher oder später sahen, daran lag nichts, wir beschlossen, nach vorher angestellten genaueren Erkundigungen über die Wege und die Lokalverhältnisse der Orte, welche wir nun berühren mufsten, Legnago links liegen zu lassen und über Bologna und Ferrara nach Padua zu gehn. Mein Reisegefährte nahm dieses Geschäft auf sich und besorgte die nun nöthig gewordene Umänderung unsrer Reisepässe, ward aber dabei so lange aufgehalten, dafs wir nicht eher als gegen Mittag abreisen konnten.

Unser Weg führte uns südwärts von Mantua durch das Thor und Dorf Cerese. Eine

fast schnurgerade Chaussee, von beiden Seiten bald mit Bäumen bepflanzt, bald mit reichen Mais- und Kornfeldern umgeben, läuft bis Borgoforte hin. Alles auf unserm Wege war wie ausgestorben; kein lebendes Wesen regte sich in der brennenden Hitze, die Heerden ruhten unter dem Schatten der Bäume, dicht im Gebüsche verkrochen waren die Vögel und in den Dörfern Häuser und Fenster verschlossen, als hätten sie ihre Bewohner verlassen. Jenseits dem Po gelangten wir gleich ins Parmesanische, ein schönes Land, ausserordentlich von der Natur begünstigt, reich an herrlichen Triften *) und Feldfrüchten aller Art,

*) Der Seidenbau im ganzen Lande und die Viehzucht werden an den Ufern der Trebia und in der Gegend von Piacenza am meisten getrieben und sind die Hauptquellen seiner Reichthümer. — Der Käse,

aber bewohnt von Menschen, denen der Aberglauben, die Dummheit und der Fanatismus, der sie beseelt, nur geringe Vorzüge vor den Heerden einzuräumen gestatten, die ihnen Nahrung und Unterhalt geben. Dieses gilt jedoch nur von jener Klasse von Menschen, welche man bei jeder Gelegenheit herabzuwürdigen oder in ihrer Stupidität zu erhalten, sich kein Gewissen macht; von jener Klasse, die, wenn sie einen gewissen Grad von Kultur besitzt, unter die schätzenswerthesten und vorzüglichsten in unsern gesellschaftlichen Vereinen gezählt zu werden verdient.

Daſs die Regierung einen groſsen Antheil daran habe, werden Sie, auch ohne daſs ich

---

welcher unter dem Namen des parmesanischen verschickt wird, wird jedoch vorzüglich und in gröſserer Menge in der Gegend von Lodi gemacht.

A. d. V.



mich weitläuftig darauf einlasse, von selbst einsehn. Von allen Ländern Italiens haben bis jetzt die Staaten des Herzogs von Parma am wenigsten durch den Krieg gelitten und in dieser Rücksicht sind sie glücklicher, wie alle ihre Nachbarn. Aber dafür ist die Regierung um ihren innern Wohlstand und die Bildung der Einwohner desto weniger besorgt. Der jetzt regiçrende Herzog steht als Mensch auf einer hohen Stufe von moralischer Güte, aber den Eleven Condillacs, den Souverain, den Regierer von Tausenden deckt eine so finstere Wolke von Frömmelei und Fanatismus, daſs man zweifelhaft ist, ob man ihn mehr bedauern als bemitleiden soll. Ganz den Pfaffen ergeben, sind alle seine Verstandesfähigkeiten ihnen und der Devotion untergeordnet; beten, fasten, sich kasteien und Altäre erbauen und zieren sind seine vorzüglichsten Beschäftigungen. Wenn aber der Regent an solchen Dingen nur Geschmack findet, wie kann da sein

Land das seyn oder werden, wozu es, seinen Anlagen nach, erhoben werden könnte. Sie finden daher auch im Parmesanischen nur wenig Wohlstand unter den niedrigen Ständen, der Druck des mönchischen Despotismus und der dem ganzen Lande eigne Hang zur Frömmelei und Faulheit, lassen ihn nicht aufkommen, und Kultur und Geistesbildung sind Dinge, nach welchen man sich hier vergeblich umsieht. Dies hindert jedoch nicht, daſs es nicht einige aufgeklärte Köpfe geben sollte, die im Gefühl ihrer Erniedrigung und von dem Beispiele ihrer Nachbaren entflammt, gesucht haben, eine Regierung abzuschafen, die dem Ganzen offenbar nachtheilig ist. Allein alle ihre Versuche sind bis jetzt miſslungen, oder in ihrem Entstehen schon erstickt worden; Frankreich war nicht einverstanden mit ihnen und wird es nie seyn, so lange ihm Etwas an der Freundschaft Spaniens gelegen ist. Wenn ganz Italien revolutionirt wird, so ist Parma

gewiſs der letzte Staat, den dieses Schicksal trifft.

Es war schon spät, als wir gestern hier ankamen, und die reizenden Ansichten am Po und der Aufenthalt, welchen wir uns an einigen Stationen gefallen lassen muſsten, waren Schuld daſs wir mehr Zeit darauf verwandten, als man sonst zu dieser Reise nöthig hat. — Die Markise Adelaide St. —, die geistreichste Italienerin, die ich bis jetzt noch kennen gelernt habe, hatte mir in Mantua Briefe für ihren Vater, den Markis P. — mitgegeben und diese beschloſs ich zu bestellen, da ich bei dem eingetretenen Dunkel doch wenig mehr von der Stadt zu sehen hoffen konnte. Ich fand an ihm einen gebildeten Weltmann und an seiner Gemahlin eine Frau, die mit ihren Töchtern noch um den Preis der Schönheit und Liebenswürdigkeit streiten kann. In ihrer Gesellschaft brachte ich einen sehr angenehmen Abend zu und lernte zu gleicher Zeit den gebildetsten

Zirkel kennen, welchen Parma in diesem Augenblicke aufzuweisen hat. Da gegenwärtig keine Oper hier ist und man an öffentlichen Orten wenig Unterhaltung findet, so erhielt die gastfreie Aufnahme, die ich mit meinem Reisegefährten in ihrem Hause genoſs, einen um so höhern Werth.

Diesen Morgen war ich kaum angezogen, als der junge Markis, ihr Sohn, bei uns vorfuhr und sich anbot, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Es half nichts, daſs wir sein Anerbieten ablehnten; wir muſsten seine Begleitung annehmen. — Aber was soll ich als würdiges Resultat dessen, was ich gesehn, Ihnen vorlegen? — Daſs Parma eine hübsche, sehr regelmäſsig gebaute, aber nicht verhältniſsmäſsig bevölkerte Stadt ist? — Nein, das verlangen Sie nicht. — Daſs sie einige im groſsen Styl errichtete Gebäude hat? Auch daran liegt Ihnen nicht so viel. — Daſs sie eins der schönsten, gröſsten und geschmack-

vollesten Theater besitzt? — Dies wäre schon etwas; allein darüber kann ich nur sehr unvollständig Ihre Neugierde befriedigen, denn ich sah es unerleuchtet und mußte dem Aufwärter, der es uns zeigte, auf sein Wort glauben, daß es zu den drei größten Theatern gehört, auf welche Italien stolz seyn kann. So viel ist gewiß, daß seine Anlage und innere Einrichtung so meisterhaft sind, daß man auch in der größten Entfernung von der Scene alles, was auf derselben gesprochen wird, sehr deutlich vernehmen kann.

Doch einen weit größern Werth, als darauf, legen Sie, von dem Manne und seinen Werken von mir etwas zu hören, der Parma einen unsterblichen Ruf erworben hat, welchem zu huldigen alle Reisende dahin eilen und wenn sie dies gethan, ihn und seine Kunst angestaunt und bewundert, weiter nichts mehr zu sehen verlangen. — Aber was kann ich Ihnen jetst noch von Anton von Allegris,

in Corregio bei Modena im Jahr 1494 geboren, sagen? Nichts, als daſs sein Nahme, sein Andenken den Parmensern immerfort heilig ist, daſs Thränen ihren Augen entstürzen, so oft sie sich den Verlust denken, den sie durch die Entführung seiner Werke erlitten, daſs sie untröstlich darüber sind. Und bei Gott, sie haben es Ursache zu seyn, denn nicht leicht durfte ein Künstler so kühn, wie er, von sich sagen: *anche io sono pittore.* Von der Natur zum Mahler bestimmt, bedurfte Corregio der Meisterwerke Roms, Florenzens und Venedigs nicht, um sie selbst und die Grazien mit unnachahmlichem Pinsel darzustellen. Sein schöpferisches Genie übertraf alles, was vor und nach ihm in seiner Manier entworfen worden ist; ohne sich pedantisch an die Richtigkeit der Zeichnung zu halten, zaubert er Leben und Bewegung auf Leinwand, seine Figuren sind Wesen höherer Art, ein neuer Prometheus entwand er dem Olymp ihre Formen, gab

ihnen Zartheit, Weichheit und jene ausdrucksvolle Grazie, die jeden Nachahmer derselben zur Verzweiflung bringen müssen. Und dieser Mann, dieser Adept der innersten Geheimnisse der Kunst, so hatte es das Schicksal beschlossen, durfte nur vierzig Jahre lang der Menschheit angehören. In seinen Werken aber besitzt sie ihn ewig.

Auch an Franz Mazzuoli, genannt il Parmegianino, besitzt Parma einen Künstler, auf welchen es stolz seyn kann. In Corregio's Schule gebildet, mufste er nothwendig der Sohn der Grazien werden, da dieser ihr Vater war. — Johann Lanfranchi gehört ihr ebenfalls an und verdient zu den bessern Künstlern Italiens gezählt zu werden. In der Kirche Tutti li Santi hatte ich Gelegenheit sein Genie zu bewundern; so mannigfaltig die Gegenstände an diesem Bilde sind, so richtig ist doch ihr Ausdruck, so wenig herrscht Unordnung im Ganzen. Der H. Benoit, der

ehemals in der Kirche St. Quintino war und sein Meisterwerk ist, hat nach Paris wandern müssen.

„Hier war die Madonna della Scodella" — sagte der Sacristan in der Kirche St. Sepolcro und zeigte auf den leeren Platz hin. Ach ich wuſste es, noch ehe ich nach Parma kam, denn in Paris hatte ich schon dieses vollendete Meisterwerk von Corregio in der Gallerie des Louvre an die Wand gelehnt, stehen gesehen. So wie seine Nacht von Modena nach Dresden gekommen ist, so hat nun auch das letzte in Parma noch befindliche groſse Kunstprodukt dieses Meisters, das einzige, bei welchem sich Italien über den Verlust der übrigen trösten konnte, seine Heimath verlassen und in fremden Landen eine Aufnahme suchen müssen, die es schwerlich für die Verehrung schadlos halten wird, die ihm hier Eingeweihte und Profane so gern und willig zollten. La vierge de S. Jerome ziert den herzoglichen Palast nicht



mehr und der schöne Kopf der Magdalena, an welchem der Künstler alle seine Grazie verschwendet hat, lehrt nun Frankreichs Meister, dafs mehr als das Anschauen grofser und vollendeter Meisterwerke erfordert werde, um Schöpfungen zu bilden, wie sie Italiens genialische Männer hervorgebracht haben.

Soll ich Ihnen noch mehrere Werke von andern grofsen Meistern aufzählen, die Parma ehemals besessen und nun, eine Siegestrophäe der italienischen Armee, ihre Aufstellung in Paris erwarten? Was von Titian, Raphael, Guerchino, den Carachi, Paul Veronese, Espagnolet, Procacini und Ferrari sonst Grofses und Seltenes hier war, ist Alles nach Frankreich geschafft worden und ihre Stellen ersetzen entweder mittelmäfsige Kopien oder unbedeutende Originale. — Von jetzt noch lebenden Künstlern wüfste ich Ihnen keinen andern zu nennen, als Bodoni, einen Mann, der auch im Auslande durch seine Werke

bekannt und berühmt ist. Ich war in seiner Druckerei, um ihn da zu bewundern, wo er, ich möchte fast sagen, einzig in seiner Art ist und mit weniger Mitteln leistet, was England mit all seinem Golde, in den Prachtwerken eines Shakespear, ihm kaum nachzuthun im Stande ist.

Dafs ich, nachdem ich mich den ganzen Morgen müde gesehen und gelaufen hätte, einen sehr angenehmen Nachmittag und Abend bei dem gastfreien Markis P. zugebracht, werden Sie mir leicht glauben. Seine Gemahlin hat besonders meinen ganzen Beifall erhalten, und ich weifs nicht, wäre Adelaide nicht ihre Tochter, welcher von Beiden ich den Vorzug geben würde. Aber was hülfe es, morgen in aller Frühe gehen wir weiter; ich zweifle, dafs ich je wieder nach Parma komme; und Mantua hoffe ich noch oft zu besuchen.

Sechster Brief.

Bologna den 10. *Juni* 1798.

Von Parma bis hieher sind nur sechs und eine halbe Poststationen, vortreffliche Wege, überall erhält man gute Pferde und sehr schnelle Bedienung. Und dessen ungeachtet sind wir gestern erst gegen Mitternacht in Bologna angekommen. Dieses müssen Sie sich, Freund, durch den Aufenthalt erklären, den wir unterwegens gemacht haben. Wenn es auf mich angekommen wäre, so würden wir noch länger verweilt und vielleicht erst heute hier angelangt seyn. Aber mein Reisegefährte war nicht dazu zu bewegen, den ihm vorgeschlagenen kleinen Abstecher nach Canossa zu machen, das ungefähr nur fünf Stunden südwärts von Parma liegt. Für mich hätte es das

gröſste Interesse gehabt, dieses der Gräfin Mathilde ehemals angehörige Schloſs zu sehen, um mich recht lebhaft in die Zeiten zurück denken zu können, wo Heinrich IV. von dem Pabste Gregor VII. die Absolution erhielt. Wie sich doch die Zeiten geändert haben! Vor siebenhundert Jahren wanderte ein groſser Kaiser baarfuſs dahin, um einem Pfaffen den Pantoffel zu küssen und der ihm auferlegten Buſse genug zu thun; heute weht die dreifarbige Fahne von den Zinnen desselben herab, ein hoher Freiheitsbaum ziert es und an seinem Stamme liegen Krone und Stab zerbrochen da!

Zur Linken des Weges nach Reggio liegt Corregio, ein kleiner unbedeutender Flecken, den wir nur im Vorbeifahren in einiger Entfernung gewahr wurden. Die Kunst verdankt ihm viel und theuer ist sein Name jedem Kenner und Verehrer derselben. — In Reggio hielten wir an, theils um zu frühstücken, theils um die Stadt zu sehen. Sie enthält we-

nig Sehenswerthes und noch weniger, was angeführt zu werden verdiente. Aufser der Augustinerkirche, die sich durch eine schöne Kolonnade jonischer Ordnung auszeichnet, wüfste ich Ihnen sonst kein öffentliches Gebäude zu zeigen. Wenn es seine Richtigkeit damit hat, so besitzt Reggio eins der ältesten Monumente in einem Basrelief, das sich an einem Eckhause befindet und den Anführer Brennus vorstellen soll. Als Vater- und Geburtsstadt des Ludovico Ariosto ist es jedoch weit merkwürdiger, als wegen seiner Antiquitäten und der unbedeutenden Kunstwerke, die es aufzuweisen hat.

Die sogleich in die Augen fallende Armuth an denselben bewog uns auch, nur so lange in Reggio zu verweilen, als es die Zubereitung unsers Frühstückes erforderte. Kaum aber war dieses verzehrt und frische Pferde vor unsern Wagen gespannt, als wir auf Rubiera zueilten, und ohne uns dort aufzuhalten, sogleich unsern

Weg nach Modena fortsetzten. Schon in einiger Entfernung wurden wir gewahr, daſs wir uns einer groſsen und schönen Stadt näherten; dies kündigten uns die geschmackvollen Landhäuser an, die wir zu beiden Seiten des Weges in einer auſserordentlich reizenden Gegend erblickten. Aber todt war die Straſse, und daran mochte wohl auch wieder die Mittagshitze Schuld seyn. Kaum hatten wir die Stadt betreten, als wir vor uns eine lange, mit schönen und regelmäſsigen Gebäuden gezierte Straſse (*la Strada maëstra*), welche bis an das entgegengesetzte Thor in gerader Linie fortläuft, gewahr wurden. Dieser Anblick brachte uns sogleich eine sehr vortheilhafte Meinung von Modena bei, und wir eilten so schnell als möglich die Post zu erreichen, um uns durch eine nähere Bekanntschaft mit derselben, darin entweder zu bestärken oder sie zu widerlegen.

Ein Cicerone war leicht gefunden; dies war alles, was wir brauchten, ob wir gleich ein-

ander nur wenig verstanden; er sprach lombardisch, wir französisch-italienisch. Aber gewohnt den Reisenden die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, hatten wir nicht nöthig, sie ihm zu benennen; er kannte unsere Absicht und dies war ihm genug.

Modena gehört, seinem Aeuſsern nach, zu den schönen und gröſsern Städten, die ich bis jetzt in Italien gesehen habe; es ist mit Festungswerken umgeben, die aber nicht viel zu bedeuten haben; die Ebene, in welcher es liegt, bewässern die Secchia und der Panaro, welche beide oberhalb Ferrara in den Po fallen. Die Straſsen sind meistentheils breit und geräumig, sie haben eine groſse Bequemlichkeit für die Fuſsgänger, die aber dem Ansehen der Häuser vielen Abbruch thut. Zu beiden Seiten derselben sind bedeckte Säulengänge, die mehr oder weniger über das mittlere Steinpflaster erhaben sind. Sie können sich eine Vorstellung davon machen, wenn Sie sich noch der Straſsen in



Bern erinnern, nur müssen Sie sich dieselben durch italienische Kunst verschönert und überhaupt in einem gröſsern und noblern Style denken. Doch diesen Vorzug haben in Modena nicht alle Straſsen und ich sah welche, die eben so krumm und eng waren, wie es deren viele in Genua giebt. Die Bevölkerung der Stadt wird auf zwanzigtausend Seelen angegeben; ich würde sie für geringer halten, zumal jetzt, wo kein Hof mehr hier ist und eine Departementsadministration seine Abwesenheit nur unvollständig ersetzt. Die Garnison, die aus französischen und cisalpinischen Truppen besteht, scheint ebenfalls nicht zahlreich zu seyn, wenigstens sah ich nur sehr wenig Militair auf den Straſsen und bemerkte auch keine häufigen Wachen. — Die Modeneser werden, nach den Bologneseru, für die besten Patrioten in der cisalpinischen Republik gehalten. Darunter müssen Sie aber nicht verstehn, daſs das republikanische System das einzige sey, wel-

ches ihrer Moralität und Geisteskultur am angemessensten ist. Dadurch würden Sie ihnen viel zu viel Ehre erzeigen und sie zu einer idealischen Stufe von Vollkommenheit erheben, die sie sich kaum als möglich denken können. Aber sie sind Patrioten, das heiſst, sie waren unzufrieden mit ihrer vorigen Regierung und Freunde von Frankreich, errichteten innerhalb den Mauern ihrer Stadt mehrere Freiheitsbäume, proklamirten die Freiheit und Gleichheit, setzten Municipalitäten ein, formirten Nationalgarden, gaben brav Geld her und schrieen bei jeder Gelegenheit aus vollem Halse: *E viva la repubblica!*

Dies war sonst und ist auch jetzt noch meistentheils hinreichend, um sich in den Ruf des Patriotismus zu setzen. Bei Modena aber wirkten auch noch andere Umstände zusammen, um in seinen Bewohnern einen Freiheitsfanatismus zu wecken, wie man ihn an dem linken Ufer des Po nicht empfunden hat. Die

ehmalige herzogliche Regierung taugte für die jetzigen Zeiten nicht im geringsten mehr, sie war nur darauf bedacht, Geld zusammen zu scharren und bekümmerte sich wenig oder gar nicht um den Wohlstand des Unterthans. Ueberdies so giebt es in Modena mehrere reiche Partikuliers, die, ohne ihr besseres Interesse zu Rathe zu ziehn, sich von ihrem Ehrgeitze hinreissen liefsen und Schritte zur Aufstellung einer neuen Ordnung thaten, bei der sie über kurz oder lang nothwendig verlieren müssen. Aber wo ist der Mensch, der seiner Vernunft Gehör giebt, wenn heftige Leidenschaft in seinem Busen tobt. Modena gehörte zur transpadanischen Republik und durfte als Nachbarin von Bologna unmöglich hinter ihr zurückbleiben. Ob sie die gehörige Festigkeit und Klugheit beweisen wird, die sie jetzt weit mehr, wie ehmals nöthig hat, mufs die Zeit lehren. Ich zweifle, denn ausser dem panis und Circenses kennen die Modeneser, eben so we-

nig, wie alle übrigen italienischen Republikaner, ein gröſseres Glück.

Da der herzogliche Palast das schönste Gebäude in Modena ist, glaube ich seine Beschreibung an die Spitze derjenigen setzen zu müssen, mit welchen ich Sie, wenn auch nur sehr oberflächlich, bekannt zu machen, es der Mühe werth halte. Auf einem groſsen und schönen Platze gelegen, ganz isolirt und in dem prachtvollesten Theile der Stadt, bringt er durch seine Lage und noch mehr durch seine noble und majestätische Architektur die vortheilhafteste Wirkung von der Welt hervor. Aber dieses, die prächtige Säulenordnung im Innern des Hofes und die groſse und geräumige Treppe, welche zu den Zimmern führt, sind auch alles, was man jetzt an demselben noch bewundern kann. Als der Herzog ihn bewohnte, waren sie reich meublirt und enthielten eine groſse Menge von Kostbarkeiten und Seltenheiten. Jetzt sind sie theils leer, theils

schlecht meublirt und einige sogar in Verfall gerathen. Es bleibet also, wie ich schon gesagt habe, wenig mehr als seine vortreffliche Bauart davon übrig und wo diese ohne alle fremde Zierde wirkt, da findet man noch Genuſs. Dieses ist vorzüglich bei dem groſsen Saale der Fall, der bei dem ersten Anblicke einen ausserordentlich imponirenden Eindruck macht. Rings um denselben herum geht eine Gallerie von Säulen getragen, die einen männlichen Geschmack verrathen; der Plafond ist von Marco Antonio Franceschini in Oel gemalt und hat, neben auffallenden Fehlern, groſse Schönheiten. — Da der Herzog von Modena an die französische Republik zwanzig Gemählde hat abliefern müssen, so können Sie sich leicht denken, daſs jezt nur noch sehr mittelmäſsige oder ganz schlechte im Schlosse und in den verschiedenen Kirchen zurückgeblieben sind. Ueberdies so hatte der Herzog, nebst seinen Schätzen, alle transpor-

tablen Kunstsachen und Kostbarkeiten, die man ehemals in seinem Palaste bewunderte, schon vor der Invasion der Franken in Sicherheit bringen lassen und was davon in Modena geblieben war, ward eine Beute derjenigen, die es sich zuerst zuzueignen für gut befanden.

So müssen Sie jetzt den Samaritaner von Jacob Beſsan, die Trauung der h. Catharine von Guerchino, das ehebrecherische Weib von Titian und mehrere andere in Paris suchen. Eben so eine ganze Menge sonst hier befindlicher Zeichnungen und Studien von den vorzüglichsten Meistern, mehrere Statüen, Büsten und Antiquitäten, viele Medaillen und Kameen und überhaupt alles, was Modena Vollendetes und Seltenes besaſs und der Herzog nicht mit sich genommen hatte. Wenn ich nicht befürchten müſste, Sie mit der Aufzählung dessen, was ehmals hier war und nun nicht mehr anzutreffen ist, zu ermüden, so könnte ich die angefangene Liste davon noch

weit mehr ausdehnen. Aber Sie werden hoffentlich an dieser Probe genug haben und mir erlauben, von einem Gegenstande abzubrechen, der nur traurige Gefühle erregen kann und auf welchen ich gewifs sehr oft noch zurück zu kommen gezwungen seyn werde.

Die Kathedralkirche ist ein altes gothisches Gebäude, dessen Aeusseres vielmehr einen unangenehmen Effekt macht. Unter dem Hauptaltare ist eine unterirrdische Kapelle, in welcher der Körper irgend eines Heiligen aufbewahret wird. Der Thurm dieser Kirche ist ganz von Marmor, sehr hoch, viereckigt und läuft spitz zu. Im untern Theile desselben verwahrt man mit vieler Sorgfalt einen alten Eimer, der unter Kaiser Friederich II. im Jahr 1325 der Stadt Bologna entwendet wurde. Die deutschen Truppen hatten die Bologneser in die Flucht geschlagen und waren mit ihnen zu gleicher Zeit in ihre Stadt eingedrungen. Allein dort konnten sie sich nicht halten, und

zum Beweise dessen, daſs sie doch bis in dieselbe gekommen waren, nahmen sie die Kette vom Thore und diesen Eimer vom Brunnen mit weg. — Das *Nunc dimittis* von Guido sucht man jetzt vergeblich in der Kathedralkirche. — Die schönste Kirche in Modena ist die Chiesa nuova; Styl, Proportion und gefälliges Aeussere machen, daſs man sie mit Wohlgefallen betrachtet.

Unser Cicerone war bereit uns noch in die Bibliothek zu führen; allein da wir ihr nur eine sehr flüchtige Aufmerksamkeit schenken und wenig mehr, als den Einband ihrer Werke sehen konnten, so schlugen wir es aus. Auch noch einige Privatsammlungen und Kabinette muſsten wir uns zu besuchen verbieten, dies erlaubte unsere Zeit nicht mehr, wenn wir noch in Bologna eintreffen wollten. Bis dahin hatten wir von Modena drei Posten in einer sehr angenehmen und reizenden Landschaft, deren Anblick uns um so mehr Vergnügen

verschafte, weil wir, wegen der eingetretenen Kühle des Abends, uns ungehindert ihrem Genusse überlassen konnten. Die Strafse lauft dicht an dem Kastell S. Urban vorbei, einer kleinen Festung, die noch in sehr gutem Stande ist.

Es war schon spät, als wir gestern hier ankamen. Ausser dem Theater mufsten wir Verzicht thun, sonst irgend etwas von der Stadt zu sehn. Und dahin begaben wir uns auch sogleich, nachdem wir die nöthigen Anordnungen im Wirthshause getroffen hatten. — Der Eingang zu demselben ist finster und schmal, das Ganze ist noch sehr altväterisch und die innere Einrichtung der Logen und des Parterre von der Art, dafs man das Publikum nur in Masse und wenig Einzelne beobachten kann. Für die Gröfse von Bologna scheint es mir viel zu klein zu seyn und es wundert mich, dafs man hier, wo es so viele grofse und ansehnliche Privatgebäude giebt, nicht daran ge-

dacht hat, ein geräumigeres und geschmackvolleres Theater zu errichten. — Wir fanden Parterre und Loge sehr stark besetzt und verwunderten uns um so mehr darüber, da die Oper, welche gegeben wurde, eben nicht sonderlich war und auch keine von den berühmten Sängerinnen Italiens in derselben auftraten. Die Langeweile scheint hier, wie allenthalben, die vornehme und reiche Welt dahin zu treiben; die sogenannten Aristokraten, um sich bei den Patrioten beliebt zu machen, und diese, um bei jeder Gelegenheit ihren Republikanismus durch Lermen und Toben zu beurkunden. Jemand aus dem Parterre, den ich weiter nicht kenne, gab sich die Mühe, uns einige der vorzüglichsten Schönheiten, die wir in den Logen erblickten, zu nennen. Eine Therese M. . . führte er uns als die erste an; römischer Wuchs, Minervens Geist und hohe Formen, verbunden mit Grazie und seltenem Anstand machen sie zu einer der vorzüglich-

sten ihres Geschlechts. — Die Ex-Fürstin L... glänzt mehr durch ihren Witz und Verstand als durch ihre Figur; sie hat es bei den Patrioten dahin gebracht, daſs man ihr ihre Geburt und ihre Reichthümer vergiebt und dieſs will wahrlich sehr viel sagen. — Eine ganze Gallerie von Weibern, mehr oder weniger jung und liebenswürdig, wurde gemustert; von allen, die man mir nannte, hielt ich die beiden angeführten für die vorzüglichsten derselben, die andern schienen nur herzlose Koketten oder von ganz gewöhnlichem italienischen Schlage zu seyn.

Die Oper dauerte uns zu lange; wir verlieſsen gegen Mitternacht das Theater. Diesen Morgen um zehn Uhr giengen wir aus, um uns mit dem Aeussern der Stadt bekannt zu machen und ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten zu sehen. Wir begaben uns zuerst auf den groſsen Platz, der ungefähr der Mittelpunkt von Bologna ist. Die Häuser an dem-

selben, so wie in allen ansehnlichen Strafsen, die dahin führen, sind, wie in Modena, mit Gängen versehen, unter welchen man vor Sonne und Regen geschützt, seinen Geschäften nachgehen oder lustwandeln kann. In denselben halten die Kaufleute ihre Gewölbe und legen vor den Augen der Vorübergehenden ihre Waaren eben so sorgfältig, jedoch mit weniger Geschmack und Eleganz aus, wie ich dieses im Palais Royal so oft zu bemerken Gelegenheit gehabt habe. Einige Strafsen ausgenommen, die in neuern Zeiten angelegt oder verschönert worden sind, glaube ich Bologna mit einer der ersten deutschen freien Reichsstädte vergleichen zu können. Ob ich gleich kein einziges hölzernes und mit gothischen Giebeln versehenes Haus und keine krumme Strafsen hier gesehen habe, so erregte sie in mir nichts destoweniger, durch das dunkle und steife Ansehn derselben, durch das nämliche Etwas, was man nur in den Reichsstädten bemerkt,

eben solche Gefühle, wie ich sie so oft in diesen empfunden habe. Ihr Alter und die schwere gothische Bauart der Häuser mag viel dazu beigetragen haben um Bilder in meiner Seele zu wecken, die bei aufgefundenen Aehnlichkeiten in der Natur, um so lebhafter aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorgehn, je mehr ihre Abdrücke mit der Gegenwart harmoniren.

Auf der Mitte des Platzes steht der Dohm, ein ungeheures Gebäude, aber schwerfällig und finster. Die korinthische Säulenordnung im Innern nimmt sich schon besser aus, obgleich auch hier der schlechte Styl des Ganzen nicht zu verkennen ist. Ihm zur Seite ist der Nationalpalast, ehmals die Residenz des Legaten, jetzt der Versammlungsort der Municipalität und der verschiedenen Departements- und Stadtauthoritäten. Ueber dem Eingange desselben, in einer Nische, befindet sich die bronzene Statue des Pabstes Gregors XIII, der

sitzend vorgestellt, den Seegen ertheilt. Ich habe keine grofse Schönheiten an ihr entdecken können, ob sie gleich von Minganti ist. — Aber merkwürdiger und kunstreicher als diese ist der Brunnen in der Nähe des Nationalpalastes und ich möchte beinah sagen, das einzige Werk der Kunst, das Bologna nach der Entführung aller übrigen dem Verehrer derselben zur Bewunderung jetzt noch anbieten kann. Die Zeichnungen dazu entwarf Thomas Laureti, und die Figuren, alle von Bronze, sind von dem berühmten Johann von Bologna. In der Mitte derselben steht auf einem hohen Fufsgestelle Neptun, den Dreizack in der linken Hand, die rechte in drohender Spannung; ein Fufs ruht auf einem Delphin, auf seinem ganzen Wesen ist das „Quos ego" des Virgils mit unverkennbaren Charakteren ausgedrückt. Auf den Ecken des Fufsgestells sitzen vier Kinder, die Delphinen halten; welche Wasser ausströmen

und unten an demselben vier Sirenen auf Delphinen sitzend, denen sie die Brüste ausdrücken. An den vier Seiten des Piedestals sind Muscheln, von welchen das Wasser in ein grofses Bassin fliefst, das auf drei grofsen Stufen ruht. Ueber alle diese Nebenfiguren ragt der Neptun durch seine Höhe sowohl, wie durch seine schönen männlichen Formen und den majestätischen Götterausdruck hervor. Man mag ihn betrachten, von welcher Seite man will, man entdeckt immer Schönheiten an ihm und findet, dafs alle seine Muskeln richtig und ohne Härte angegeben sind. Die Züchtigkeit der Frauen macht ihm einen Vorwurf, der aber, nach meinem Urtheil, weder die Statuen selbst, als nackende Natur, noch auch den Künstler, der sie nicht anders vorstellen konnte, mit Recht trift. Nur darüber allein verdient er ihn, dafs er den aufgehobenen Daumen der rechten Hand in die Richtung brachte, dafs

wenn man den Neptun in einer Entfernung von ungefähr zehn bis zwölf Schritten, von der rechten Seite, im Rücken betrachtet, man etwas ganz anders als den aufgehobenen Daumen zu sehen glaubt.

Um diese Fontaine herum versammelt sich des Morgens das Landvolk, um seine Produkte feil zu bieten; das Gedränge auf dieser Seite des Platzes ist zu gewissen Stunden so grofs, dafs man Mühe hat, sich hindurch zu winden; leer von Menschen und Buden ist er fast beständig hinter der Kirche und freier ist die Ansicht der Häuser, die ihn da begränzen.

Es gehört nicht in meinen Plan, Ihnen alle Kirchen und Paläste zu nennen, die wir besucht haben. Ein solches Unternehmen würde mich zu weit führen, und da ich Ihnen doch nichts anders, als eine trockene Aufzählung derselben und der Merkwürdigkeiten, die sie enthalten, geben könnte, so zweifle ich, dafs Sie da-

bei Unterhaltung genug finden würden. Ueberdies so hat Bologna das nehmliche Schicksal gehabt, worüber man in Parma noch untröstlich ist. Die H. Cecilie, die sonst in der Kirche S. Giovanni in monte war, ziert das Louvre, mehrere andere von Carrachi, Guido und Guerchino sind ebenfalls dahin gebracht worden, und was noch von grofsen Meistern hier zurückgeblieben ist, sind entweder blofse Lückenbüfser oder Werke, die sich wenig über das Mittelmäfsige erheben. — Die Kirche des h. Petronio führe ich nur deswegen noch an, weil sie die gröfste und älteste in Bologna ist, weil in derselben der Kaiser Carl V. vom Pabste Clemens VII. gekrönt wurde, und weil Cassini in derselben die berühmte Mittagslinie (meridienne) angelegt hat. — Unter den Gemähldesammlungen, die Privatpersonen angehören, ist die im Palaste Zambeccari die zahlreichste; die im Palaste Tanari enthält einige seltene Stücke von

Guido und Guerchino, und die im Palaste Zaniboni ein Gemälilde von Raphaël, dessen Jungfrau ein Meisterstück von weibliche Grazie und Schönheit ist.

Ueber das Institut und die verschiedenen Akademien erhalten Sie in meinem nächsten einige Notizen, so wie ich sie mir, bei einem sehr kurzen Aufenthalte, habe verschaffen können. — Um der grofsen Hitze auszuweichen, haben wir uns vorgenommen des Nachts zu reisen. Es ist zehn Uhr des Abends, die Pferde sind angespannt; ich siegle nun diesen Brief und wir gehen sogleich ab.

Siebenter Brief.

Ferrara den 12. *Juni* 1798.

So gern ich Ihnen gestern noch geschrieben hätte, so war es mir doch platterdings unmöglich. Bei Tage lief ich mit meinem Reisegefährten, unserer löblichen Gewohnheit nach, in der ganzen Stadt herum, brachte des Abends eine Stunde im Theater zu und als ich nach Hause kam, in der Absicht, mich mit Ihnen zu unterhalten, fand ich mich so müde und schläfrig, dafs ich es bis heute verschieben mufste. Da wir morgen in Padua einzutreffen wünschen, so müssen wir wieder die Nacht zu Hülfe nehmen; ich habe also keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ich Ihnen noch hier von dem, was ich gesehen und beobachtet, Rechenschaft ablegen will.

Vor allen Dingen aber erlauben Sie mir, dafs ich Sie mit dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Zustande von Bologna bekannt mache. In der grofsen litterarischen Republik behauptete diese Stadt ehemals einen so ausgezeichneten Rang unter ihren Schwestern, dafs selbst ihr darauf erfolgter Verfall und das Vorschreiten anderer, sie nie ganz darum zu bringen im Stande gewesen sind. Aber in den letzten Zeiten und seit dem Einfall der Franken in Italien ist sie so sehr gesunken, dafs sie gleich manchem vornehmen adlichen Geschlechte wenig mehr aufzuweisen hat, als die Verdienste ihrer verstorbenen grofsen Männer und die Werke, welche sie ihr hinterlassen haben. Die Revolutionirung von Bologna, die mit vieler Heftigkeit bewirkt wurde, brachte ihr den letzten Stofs bei; statt der stillen friedfertigen Künste und Wissenschaften kultivirte man die Politik, übte sich im Militairdienste und glaubte mit dem Namen der Freiheit sich auch jede

andere Vollkommenheit erworben zu haben. Hierzu kam noch, daſs die Regierung sie, gezwungen oder aus Fahrlosigkeit, ganz auſser Acht lieſs, ihre Lehrer wurden Gesetzgeber oder Municipalitätsbeamten, andere gaben dem Drange der Umstände nach und zogen sich in ein dichtes Dunkel zurück, und ihre Schüler lernten das Gewehr präsentiren oder in den Klubbs sich zu Volksrednern ausbilden. Dieses Wesen hat schon so tief gewirkt und so weit um sich gegriffen, daſs man heute nach Bologna kommen und es wieder verlassen kann, ohne von seinen gelehrten Anstalten anders sprechen zu hören, als von Dingen, die nur als historische Thatsachen und nicht als noch existirende Fakta bemerkt zu werden verdienen.

Und doch hat es ein Institut, wie sich wenig Städte eines ähnlichen rühmen können, eine Akademie und eine Universität, die es mit allen andern Anstalten der Art in Italien gewiſs

aufnehmen dürfen. Was man in Bologna das Institut (l'Instituto) nennt, ist im Grunde nichts anders, als ein ungeheurer Palast, in welchem man alles vereinigt hat, was als Hülfsmittel zur Erweiterung der Kenntnisse in allen Fächern des menschlichen Wissens dienen kann. Sie finden in demselben eine Akademie der Wissenschaften, eine sehr ansehnliche und nützliche Bibliothek, ein vortreffliches Observatorium, ein Naturalienkabinet, eine schöne Sammlung physikalischer Instrumente, Säle, in welchen die Kriegskunst, die Alterthümer, die Mahlerei und Bildhauerkunst, die Chemie und andere Künste und Wissenschaften theoretisch und praktisch gelehrt werden, und Lehrer, die sich einen mehr oder minder ausgebreiteten Ruf in ihrem Fache erworben haben. — Dieses Institut mufs man sehr wohl von der Universität unterscheiden, ob sie gleich beide einen gemeinschaftlichen Zweck verfolgen. In dieser giebt man nur die erste Anleitung zu den

verschiedenen Wissenschaften und in jenem werden sie vervollkommnet. — Auch die Akademie ist eine verschiedene Anstalt, steht aber mit dem Institute in sehr genauer Verbindung und ist sogar unter dem Namen Instituto di Bologna bekannt. Sie hält ihre Sitzungen in dem Palaste des Instituts, so wie auch die Universität einen Theil desselben zu ihrem Gebrauch angewiesen hat, ob sie gleich auch noch ein besonderes Gebäude besitzt.

Sie werden nicht von mir verlangen, dafs ich mich auf eine weitläuftige Beschreibung alles dessen einlasse, was ein jeder der Säle des Instituts merkwürdiges enthält. Um dieses zu können, müfste ich sie genauer untersucht haben, als es mir meine Zeit zugelassen hat, und dann wäre der Raum eines Briefes viel zu beschränkt, als dafs ich mir schmeicheln dürfte, Alles in demselben einzuzwängen, was sich darüber sagen liefse. Dafs Vieles seit der Revolution daraus verloren gegangen ist, brauche

ich ebenfalls nicht erst zu erinnern. Indessen sind die Schätze, die ihm geblieben sind, noch immer so grofs und selten, dafs sie von jedem Reisenden gesehen zu werden verdienen. Vorzüglich schön und zweckmäfsig ist die Sammlung physikalischer Instrumente. Campani, Galeazi, Lelli und Galvani haben sie sehr vervollkommnet, so wie man ihnen überhaupt in der Naturlehre manche neue und wichtige Entdeckungen verdanket. Auch das Antiquitätenkabinet und die Sammlung von Gipsabgüsssen der berühmtesten Statüen sind sehr merkwürdig; im erstern finden Sie besonders manche seltene Opfergeräthe und Medaillen, und in letzterer die Modelle des Laocoon, des Hercules und anderer.

Die Clementinische Akademie ist endlich auch noch eine Anstalt, die mit dem Institute vereinigt worden ist. Sie wurde von dem Pabste Clemens XI. gestiftet, und die Mahlerei ist der Zweck ihrer Beschäftigungen. Ei-

gentlich war sie bestimmt, die berühmte Schule von Bologna, oder wie man sie auch nennt, der Lombardie zu ersetzen, eine Schule, die Bologna den grössten Ruhm erworben hat und mit welcher eine ganz neue Epoche der plastischen Kunst angefangen hat. Bis zu ihrer Gründung kannte man nur die römische Schule und die Meisterwerke eines Raphaëls, die als Muster einer grossen und erhabenen Manier allgemein nachgeahmt, obgleich selten erreicht wurden. Die Carraches aber vollendeten, was jener angefangen hatte, öffneten sich ein neues Feld und brachten die Mahlerei auf den höchsten Gipfel der Vollendung. Raphaël hatte sie mit der Reinheit der Zeichnung, der Würde der Ideen, der Schönheit der Charaktere, der Einfachheit und Eleganz der Formen und besonders der Draperien und der glücklichen Zusammensetzung der Gruppen bereichert; die Lombardische Schule fügte eine seltene Kennniss der Wirkungen des Lichts und

der Schatten und eine überaus glückliche Farbenmischung hinzu, und so entstanden die vollendetsten Meisterwerke einer Kunst, in welcher wir wahrscheinlich nur allein uns eines Vorzuges vor den Alten rühmen dürfen. Hannibal Carrache in der Zeichnung großer Charaktere und im Raccourci; Dominichino in der bewundernswürdigen Reinheit, Simplicität und Schönheit der Köpfe und der Draperien; Guido Reni in der naiven Unschuld, der Grazie und Feinheit, und besonders in der reizenden Darstellung der Güte und Huld weiblicher Köpfe und in der richtigen und gefälligen Mischung seiner Farben; Guerchino in der Kühnheit der Charaktere, in der Stärke des Kolorits und doch der Weichheit des Pinsels und in der männlichen Schönheit der Figuren; Albani in der ihm ganz eigenthümlichen Darstellung der nobeln und regelmäßigen Grazie, einer Grazie, die wir in der Natur vergeblich suchen: sind Meister

einer Schule, denen sie Vollkommenheiten zu verdanken hat, welche ihre Werke zu den vollendetsten in der Kunst erheben *).

Bologna liegt am Fuſse der Apenninen, in einer sehr reizenden und fruchtbaren Ebene, welche der Reno und der Bergstrom Avesa bewässern. Es ist reich an Manufakturen verschiedener Art und treibt einen ausgebreiteten Handel mit dem untern und obern Italien, in deren Mitte es ungefähr liegt. Der Seidenbau wird in der ganzen Gegend sehr stark getrieben und auch an Korn und andern Früchten hat es soviel, daſs es seinen Nachbaren davon abgeben kann. — Der Schlag Menschen in Bologna gehört jedoch nicht zu den besten; sie sind zwar thätig, erfindungsreich und arbeitsam, aber wegen ihrem heftigen und hitzi-

*) Das Ausführlichere über die in Bologna vorhandenen Gemählde findet man in dem Werkchen: *Le Pitture di Bologna di J. Pietro Zanotti.* A. d. V.

gen Temperamente im gemeinen Umgange gefährlich. Dolchstiche waren von jeher hier nichts ungewöhnliches, und seitdem die Revolution den Leidenschaften alle Schranken geöffnet hat, hört man sich öfters darüber beklagen. Die Bologneser sind in Cisalpinien und in ganz Italien als Patrioten par excellence bekannt und dieses rührt daher, weil unter ihnen mehr Bildung und Aufklärung Statt findet, als unter den Bürgern anderer Städte. Aber ihr heftiges Wesen hat auch nicht wenig beigetragen, sie in diesen Ruf zu setzen, und sie sind dem neuen Systeme ergeben, wenn es auch nicht ihren Erwartungen entspricht, weil sie, bei allen seinen Mängeln, dennoch eine grössere Masse von Glück von ihm erwarten dürfen, als von der ehemaligen päbstlichen Statthalterschaft. Ueberdies so sind die republikanischen Formen nichts neues in Bologna, aber nur wenig Familien waren im Besitz der Rechte, die sie gewähren, und diese Scheidewand, indem sie dem Neide und der Eifersucht täg-

lich neue Nahrung gab, war ein Beweggrund mehr, sie niederzureifsen und alle Einwohner der Stadt gleich zu machen. Bologna hat sich durch die schnelle und zweckmäfsige Organisirung seiner Nationalgarden das Vorrecht erworben, dafs man es mit französischer Einquartierung verschont hat und durch die Festigkeit seiner Magistratspersonen manche Aumafsungen abgewiesen, die sich andere Städte haben gefallen lassen. Wenn ich anders nicht getäuscht worden bin, so verdient es, seiner Immoralität ungeachtet, der Freiheit erhalten zu werden; ein Vorzug, dessen ich keine Gemeinde, die ich bis jetzt in Cisalpinien gesehen habe, würdig halte.

Von Bologna gelangt man nach Ferrara zu Wasser, wenn man sich auf dem *Canale di Navigazione* einschifft. Dieser fliefst unterhalb Ferrara in den *Po di Primaro*, welches ein Arm des grofsen Flusses ist und vermöge welchen man bis an die Stadt selbst kommen kann. An-

ſser dieser Art zu reisen kann man auch noch auf zwei Wegen dahin gelangen, von welchen jedoch gegenwärtig der über Tedo der beste und befahrenste ist. Wir wählten diesen und trafen gestern gegen acht Uhr des Morgens hier ein. — Sie können sich keine Vorstellung von der auffallenden Leere und Traurigkeit machen, die hier in den Straſsen auch zu den Stunden herrſcht, wo sonst in Italien alles aus den Wohnungen zu strömen pflegt. Schöne, prächtige und geräumige Häuser und Paläste begegnen allenthalben ihren Blicken, breite schnurgerade Straſsen durchschneiden nach allen Richtungen die Stadt, mehrere groſse Plätze zieren sie, nur keine oder doch sehr wenig Menschen werden Sie gewahr; wenn Ihnen nicht einige Mönche, oder andere Geistliche, Soldaten und allenfalls ein paar Kinder mit ihren Wärterinnen begegneten, so hielten Sie Ferrara um so mehr für ausgestorben, da Sie manche Straſsen beinahe ganz mit Gras be-

deckt sehen. Dieser Mangel an Einwohnern ist keine Folge der Revolution, wie Sie vielleicht glauben könnten; dies hieſse ihr eine Schuld aufbürden, die sie nicht trifft, und wenn sie auch leider nur zu oft dergleichen Resultate hervorbringt, so hat sie dieses doch nur mit jeder schlechten und fehlerhaften Staatsökonomie gemeinschaftlich, sie mag auf verjährten Miſsbräuchen beruhen oder nicht. Der Verfall von Ferrara rührt früher her, und ich glaube ihn in die Epoche setzen zu können, wo es aufhörte, seine eignen Herzoge zu haben. Daſs es unter ihnen sehr glänzend und bevölkert gewesen seyn müsse, beweisen die pompösen Elogen, welche Ariost und andere Dichter dieser Stadt ertheilt haben, und die schönen und groſsen Paläste, die es noch zählt und die jetzt nur selten von der Familie ihrer Erbauer bewohnt werden, zeigen, daſs in vorigen Zeiten Reichthum, Verschwendung, Künste und Wissenschaften in ihr einheimisch waren.



Die jetzigen Bewohner von Ferrara halte ich im Ganzen genommen für arm, ob sie gleich thätig und arbeitsam sind. Es giebt einige Häuser hier, die groſse und gute Geschäfte machen, auch der Handel auf dem Po ist sehr einträglich und der Seidenbau muſs ihnen nicht weniger Vortheile bringen. Und dessen ungeachtet steht die Stadt leer, ein Phänomen, das ich mir nur durch den Druck der ehmaligen Regierung, durch die nach und nach Statt gefundenen Auswanderungen und durch die ungesunde Luft, welche in Ferrara herrscht, erklären kann. Da es sehr niedrig liegt und die Gegend umher vom Reno und verschiedenen Aermen des Po durchschnitten wird, so geschieht es sehr häufig, daſs sie beim Anschwellen dieses letztern Flusses ganz unter Wasser gesetzt wird. Daraus entsteht der doppelte Nachtheil, daſs alle Feldfrüchte überschwemmt und verdorben werden und wenn das Wasser sich wieder verläuft, eine

solche Menge Schlamm und Unreinigkeiten zurückbleiben, dafs die Luft davon weit umher verpestet wird und, wie in Mantua, Faulfieber und andere gefährliche Krankheiten sich einfinden. Unglücklicherweise ist Ferrara auch noch eine Festung, deren hoher Wall den freien Durchzug der Luft hindert und überhaupt zu manchen Unbequemlichkeiten Veranlassung giebt, welchen sie ohnediefs nicht ausgesetzt seyn würde. Zu gewissen Monaten im Sommer soll es daher auch ausserordentlich gefährlich seyn, in der Stadt zu wohnen; wer nur irgend Vermögen besitzt und es thun kann, verläfst sie alsdann und eilt sich aus der Nähe eines Sumpfes zu entfernen, dessen Schädlichkeit man am besten nach den hohen Wegen, die von allen Seiten nach Ferrara führen, beurtheilen kann.

Wenn ich die Juden ausnehme, deren Anzahl hier sehr grofs ist, so scheinen mir die Ferrareser eine ganz passive Rolle in dem gro-

ſsen Drama der italischen Revolutionen zu spielen. Ausser den Häusern der Deputirten und einiger Departementsbeamten, die aus Pflicht wenigstens Patrioten scheinen müssen, hat man mir hier nur das Haus einer Frau genannt, in welchem sich die Freunde des neuen Systems versammeln und wo französische Officiere gelitten und gut aufgenommen werden. Die adelichen Zirkel haben entweder ganz aufgehört oder bleiben ihnen verschlossen; dieser Stand, so wie die Geistlichkeit, geben sich nicht die Mühe ihren Haſs gegen alles, was Republikaner heiſst, zu verbergen, sie vermeiden alle Gemeinschaft mit ihnen und rächen sich für den Verlust ihrer Vorrechte und Privilegien durch die tiefste Verachtung. An ihrer Stelle führen jetzt einige reiche bürgerliche Familien das Wort; Kaufleute, Advokaten und Doktoren machen nun die Noblesse von Ferrara aus und sind mitunter eben so insolent und pöbelhaft als der ehmalige D u c a

und Marchese. Die erste Rolle spielen jedoch die französischen Offiziers und alles was zum Militair gehört. Ihre Anzahl ist hier nicht gering, da ein Divisionsgeneral sein Hauptquartier in Ferrara hat. Man stöfst an allen öffentlichen Orten auf sie und auf sie nur allein und kann vor Erstaunen kaum zu sich kommen, wenn man sie die Männer ohne alle Schonung, ja sogar mit Grobheit und ihre Frauen auf eine Art behandeln sieht, wie sie es kaum bei den Nymphen im Palais royal wagen würden. Mehr als dieses aber befremdet die Aufnahme, welche ihre Unarten und Zoten bei dem schönen Geschlechte finden und da ich nicht weifs, welche Politik ihm in dieser Rücksicht Nachsicht gegen sie anempfehlen könnte, so möchte man schier glauben, das Vergnügen, welches die Italienerinnen daran zu finden scheinen, sey ihnen Aufforderung, aus dem ihrer Nation sonst so eigenen Charakter der Galanterie und Decenz herauszutreten.



Dieses habe ich gestern und heute mehr als einmal in den Zirkeln zu bemerken Gelegenheit gehabt, in welche uns einige Bekannten von meinem Reisegefährten einzuführen, sich die Mühe gegeben haben. In ihrer Gesellschaft haben wir ganz Ferrara durchstrichen und da es sehr weitläuftig ist, so sind wir ziemlich ermüdet nach Hause gekommen. Doch dieses sollte mir nicht leid thun, wenn nur die dabei gemachte Ausbeute beträchtlicher wäre. Aber weder die Kirchen noch andere öffentliche Gebäude und Anstalten sind von der Art, dafs man sich mit Vergnügen, sie gesehn zu haben, erinnern könnte. Die Kathedralkirche ist ein altes gothisches Gebäude, das sich durch seine Struktur nicht im geringsten auszeichnet und nur ein einziges Gemählde von Guerchino enthält, das genannt zu werden verdient. Ihr gegenüber auf dem grofsen Platze steht das Schlofs der ehmaligen Herzoge von Ferrara, ein weitläuftiges Gebäude, ohne alle

Kunstschönheiten. Die Kirche des h. Benoit ist nur deſswegen merkwürdig, weil Ariost in derselben begraben liegt und ein ihm zu Ehren errichtetes Denkmal enthält. Im Spital der h. Anna wurde Tasso vom Herzoge Alphons als Wahnsinniger eingesperrt gehalten, weil seine Schwester Eleonore den italischen Homer nur in ihm sah und darüber ihre und seine Abkunft vergaſs. Das Theater hat mir von allen öffentlichen Gebäuden am besten gefallen. Es liegt an der Ecke zweier breiten und schönen Straſsen, hat einen hellen und geräumigen Eingang, der auf Säulen ruht und seine innere Einrichtung ist so bequem und gefällig, daſs sie beim ersten Eintritte einen sehr angenehmen Eindruck macht. Man hat es erst seit kurzem wieder eröffnet, weil man nöthig befunden hatte, es von neuem auszubauen und Parterre und Logen anders einzurichten. Und dieſs mag wohl die Ursache seyn, daſs sein Inneres so sehr in die Augen



fällt, ja ich möchte beinah sagen, durch sein tapetenartiges Aussehn mehr überrascht, als in der Folge befriedigt. Es ist nicht groſs und zählt nur fünf Reihen Logen, aber da der erstere Rang derselben sehr hoch ist, so hat man im Parterre an der Wand derselben eine Art Gallerie angebracht, die in eine gewisse bestimmte Anzahl Plätze eingetheilt ist und da sie verschlossen werden können, theurer, wie die auf den Bänken im Parterre, bezahlt werden.

Der Impressario *) sorgt gewöhnlich dafür, daſs gute Sänger und Tänzer in Ferrara

---

*) Impressario nennt man in Italien denjenigen, welcher auf eigene oder fremde Kosten, eine Schauspielergesellschaft für eine bestimmte Zeit engagirt und alles besorgt, was zur Vorstellung eines Stücks gehört. Der Ueberschuſs der Einnahme,

auftreten, nur diesmal war es nicht der Fall. Mlle. Grassini, die hier singen sollte, ist in Venedig und kann nicht eher als auf den Herbst hieher kommen und die Vigano ist auch für den ganzen Sommer schon engagirt. Indessen scheint dieses das Publikum nicht abzuhalten die Vorstellungen fleifsig zu besuchen; gestern waren wenigstens die Logen alle besetzt und nur im Parterre waren noch viele Plätze leer. — Unsere Begleiter rühmten uns die Glacen, welche in der Nähe des Theaters verkauft werden, so sehr an, dafs wir im Nachhausegehn in der Bottega antraten, welche sich diesen Ruf erworben hat. Noch nie afs

---

wenn welcher Statt findet, ein Fall der selten ist, gehört ihm. Die Regierungen befassen sich beinah nie damit, dies ist ganz Sache des Publikums, über welche jedoch die Polizei die Oberaufsicht führt.

A. d. V.

ich, weder in Italien noch in Frankreich, so gute pezzi, sorbetti und cristalli, wie ich hier gestern Abend genossen habe. Bei Gelegenheit gebe ich Ihnen die Beschreibung dieses Genusses zum Besten, der in der italienischen Lebensart eine ganz und gar nicht unbedeutende Rolle spielt.

Achter Brief.

Padua den 15. Juni.

Wir sind schon seit zwei Tagen hier, haben alles gesehn, was Padua merkwürdiges enthält und dennoch ist es sehr ungewiſs, ob wir heute oder morgen werden abreisen können, ja es ist sogar noch zweifelhaft, ob wir nach Venedig werden gehen dürfen. Dieses will ich Ihnen alles zu seiner Zeit erklären und ich bin überzeugt, Sie werden in den Schwierigkeiten, die uns von österreichischer Seite gemacht werden, nichts anders, als eine kleinliche Politik erkennen, die allenthalben Gespenster zu sehn glaubt und sich beinah vor ihrem eigenen Schatten fürchtet.

Unsere Abreise von Ferrara hat an dem nämlichen Tage Statt gefunden, auf welchen ich sie Ihnen angekündigt hatte. Man kann die Reise sehr bequem und auch ziemlich ge-

schwind zu Wasser machen. In Ferrara schifft man sich auf dem Canale di Pamfilio, welcher bei Ponte di Lagoscuro, der Hafen und die Niederlage der Waaren, die Ferrara verschickt oder empfängt, in den Po fällt. Auf diesem Flusse reiset man zwischen sehr reizenden Ufern bis Cavanella, dort gelangt man in einen Kanal, der den Po mit der Etsch verbindet, auf welcher man bis Ponte di Brondolo fährt, wo man in die Lagunen kommt, auf denen man, bei Fusina links ab, nach Padua, oder geradezu nach Venedig schiffen kann. — Wir sind zu Lande gegangen, welches um vieles kostbarer, aber bei weitem angenehmer ist. Bei Ponte die Lagoscuro setzt man in einem Prahme über den Po und fährt alsdann auf sehr erhöhten Wegen, die mitten durch einen englischen Garten zu laufen scheinen, bis Rovigo. Hier fanden wir die erste österreichische Garnison, keine Freiheitsbäume mehr, und eine politische Meinung, die von Seiten

der Landeseinwohner, so wie von Seiten ihrer Beherrscher, uns nichts weniger als günstig zu seyn schien. Dies zeigte sich augenblicklich, als man unsere Kokarden gewahr worden war. Die Wache unter dem Thore liefs uns durch eine Ordonnanz zum Kommandanten begleiten und ein Haufen Volks, der mit jeder Minute immer gröfser wurde, folgte uns dahin nach. Uns war nicht wohl dabei zu Muthe, da wir wufsten, dafs der italienische Pöbel den Franken einen um so tiefern Hafs geschworen hat, je weniger es sich diese haben angelegen seyn lassen, ihn für sich einzunehmen.

Indessen darüber mufsten wir uns hinweg setzen, wenn wir das Venetianische sehen wollten, ja wir durften sogar erwarten, dafs es nicht ohne Beschimpfungen ablaufen würde. Daran aber waren unsere Kokarden doch nur allein Schuld. Ich war der Meinung gewesen, sie vom Hute zu nehmen, allein mein Reisegefährte glaubte dadurch seiner Nationalehre

etwas zu vergeben und da er sie behielt, so würde es mir zu nichts genützt haben, wenn ich sie bei Seite gelegt hätte. — Vor dem Hause des kaiserlichen Kommandanten stieg er aus, um ihm unsere Pässe zu zeigen; ich bestellte unterdessen die Pferde und hielt mich, so viel als möglich, im Wagen versteckt. Dies hinderte die Menge nicht, sich um denselben zu versammeln; seit dem Januar hatte der Pöbel keine Franzosen mehr gesehn; wir waren die ersten, welche ins Kaiserliche kamen und da wir keine Uniformen anhatten, so hielt man uns für Kommissarien und machte sonderbare Glossen über die Absicht unsrer Reise. Ein jeder sagte seine Meinung ganz laut darüber, wovon ich jedoch nur, wegen dem Patois, in welchem sie vorgetragen wurde, kaum die Hälfte verstand. Dafs aber die Volksgruppen, welche um den Wagen herum standen, nicht freundschaftlich gesinnt waren, bemerkte ich an den drohenden Bewegungen,

womit sie ihre Rede begleiteten; ohne die Anwesenheit von einigen Offizieren, die sich unter sie mischten, würde mir nicht wohl dabei zu Muthe gewesen seyn. — Schon hatte man wieder frische Pferde vor unsern Wagen gespannt und mein Reisegefährte blieb noch immer aus. Endlich fand er sich ein, er sah sehr heiter und zufrieden aus und dies beruhigte mich. In fünf Minuten hatten wir Rovigo im Rücken. — Der Kommandant — so erzählte er mir im Wagen — hatte ihn sehr artig aufgenommen, aber sich entschuldigt, daſs er nicht Macht habe, uns weiter, als bis Padua, zu reisen zu erlauben. Dort müſsten wir uns bei dem kommandirenden General melden, und von ihm die Erlaubniſs, nach Venedig zu gehn, einholen. Die ganze übrige Zeit hatte er sich mit ihm über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs und Italiens unterhalten. — Auf meine wiederholten Vorstellungen wurden jetzt unsere Kokarden von den Hüten genom-

men und so kamen wir hier an und besahen, von niemand begafft und verfolgt, die ganze Stadt.

Padua liegt in einer sehr angenehmen und fruchtbaren Ebene an dem Ufer der Brenta. Es ist von allen Seiten mit Gärten und Landhäusern umgeben, die bequem, geschmackvoll und prächtig sind; das Land bringt Früchte aller Art hervor und besonders Wein und Oel, die Ansichten sind mannigfaltig, hier kleine reizende Hügel, dort die unermeſsliche Ebene nach der See hin. Aber das Innere der Stadt selbst entspricht der Landschaft nicht, welche sie umgiebt. Die Straſsen in derselben sind zwar lang und auch ziemlich breit und rein gehalten, aber die Häuser fallen nicht gut ins Auge, sie sind mehrentheils sehr altväterisch und auf kurze dicke Säulen gestützt, die, auſser der Bequemlichkeit, daſs man unter den Gängen, die sie bilden, trockenen Fuſses gehen kann, sie noch unansehnlicher machen.

Ihre Bevölkerung scheint mit ihrer Gröfse nicht im Verhältnisse zu stehn, ob sie gleich nicht so todt und ausgestorben, wie Ferrara, ist. Sie ist vielleicht die älteste Stadt, von welcher in der Geschichte Erwähnung geschieht. Antenor soll sie erbauet haben, darauf deutet Virgil im ersten Buche der Aeneide hin:

Antenor . . . . . .
. . . .
Hic tamen ille urbem Patavi sedesque
locavit Teucrorum.

Auch Tacitus setzt es als ausgemacht voraus. So viel ist gewifs, dafs man hier noch einen steinernen Sarg mit einer etrurischen Innschrift zeigt, von welchem man behauptet, dafs er die Ueberbleibsel Antenors enthalte. Ich habe ihn gesehn, wage es aber nicht, das Faktum, so wie es erzählt wird, zu verbürgen, zumal da dieses Monument, aufser der

Innschrift, nichts an sich hat, woraus man auf sein hohes Alter schliefsen könnte.

Schon in den ältesten Zeiten zeichneten sich die Einwohner von Padua durch ihre Vorliebe für Künste und Wissenschaften aus und stellten Männer aus ihrer Mitte auf, deren Nahmen man heute noch mit Ehrfurcht und Bewunderung nennt. Sie kennen und ehren den liebenswürdigen Geschichtschreiber Titus Livius; hier ward er gebohren und machte sich geschickt, Roms grofse Thaten der Nachwelt zu überliefern. In den neuern Zeiten hat die Universität, il Bo genannt, mehrere geschickte Aerzte, Chemiker und Naturalisten geliefert. Dieses sind die Fächer, welche ehmals und jetzt noch sehr fleifsig und mit Erfolg betrieben werden; aber die Anzahl der Studirenden ist bei weitem nicht mehr so grofs, ich glaube nicht, dafs sich gegenwärtig mehr als ungefähr fünfhundert hier befinden. — Der Aberglauben und Fanatismus scheinen in

Padua noch einen sehr festen Thron zu besitzen; diefs beweisen mir die grofse Menge von prächtigen Kirchen die man hier antrifft, das Heer von Geistlichen, Nonnen und Mönchen, die ausserordentliche Schaar der Bettler, welche zur Mittagsstunde die Klosterthüren belagern, und die Devotion, mit welcher man von den Heiligen spricht und den Bildern, die, mit seiner brennenden Lampe versehn, beinah in jedem Gewölbe hängen, begegnet.

Das seltsamste und eben dadurch merkwürdigste öffentliche Gebäude in Padua ist der Justizsaal (*il Salone*). Er ist 300 Fufs lang, 100 Fufs breit und hat 100 Fufs Höhe im Innern. Dieses qualifizirt ihn zum gröfsten Saale in der Welt und defswegen und weil der Plafond blofs auf den Seitenwänden ruht, verdient er auch unter die merkwürdigsten architektonischen Seltenheiten gezählt zu werden. Wenn man in denselben hinein kommt, erscheinen die am entgegen gesetzten Ende befindlichen Perso-

nen ungewöhnlich klein und er mag noch so voll seyn, so ist man doch geneigt, ihn für leer zu halten. Der gestirnte Himmel und die zwölf Zeichen des Thierkreises sind in demselben abgebildet; auch die Monate, die Jahrszeiten und die Apostel sind dabei angebracht und einige Büsten darin aufgestellt. Die vorzüglichste soll die des Titus Livius seyn, wenigstens will man ihre Aechtheit und ihr Alterthum hier behaupten. Zur Seite derselben stehen zwei Statüen von Bronze, welche Minerven und die Ewigkeit vorstellen, unter ihr sind die Tiber und die Brenta allegorisch abgebildet und in der Mitte befindet sich die Wölfin, welche die beiden Zwillinge säuget. Aufser diesen sind im Innern und über dem Eingange von Aufsen noch mehrere Büsten, die entweder berühmte Rechtsgelehrten oder Künstler vorstellen. — An den Wänden des Saales stehen Tische, mit Feder, Dinte und Papier versehn, an wel-

chen die Advokaten ihre Geschäfte abmachen, die Partheien verhören, Processe instruiren, Kontrakte aufsetzen und überhaupt alles besorgen, wozu ihre Konkurrenz erforderlich ist, um vor den Richter treten zu können. Die Mitte des Saales ist ganz leer.

Die Kathedralkirche in Padua verdient mehr wegen der grofsen Einkünfte ihrer Prälaten, als wegen ihrer Bauart hier angeführt zu werden. Indessen fällt sie nicht ganz unangenehm ins Auge, obgleich ihre Architektur etwas schwerfällig ist. In der Sakristei befinden sich einige Gemählde, unter welchen eine Jungfrau von Titian, durch die Kraft der Farben, vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Petrarca war an dieser Kirche Domherr und hinterliefs ihr nebst einem Gemählde von Giotto, einen Theil seiner Bücher, die in der dazu gehörigen Bibliothek vorgezeiget werden. — Die berühmteste Kirche in Padua ist il Santo. Wer kennt nicht den Heiligen

dieser Stadt, den Taumaturgen seiner Zeit, den heiligen Antonius? Wenn eine aus den Schranken der Möglichkeit herausgetretene Einbildungskraft, wenn überspannte Begriffe von Gott und Menschen, wenn Handlungen, wie sie kein vernünftiger Mensch sich erlaubet, nur Schwärmerei genannt zu werden verdienen, dann war er es gewiſs und zwar in einem Zeitalter, in welchem man es sich zum gröſsten Verdienste anrechnet, das Ausserordentliche zu verfolgen und das Einfache, Vernünftige, die Natur, als der Bestimmung der Menschheit zuwider, von sich abzuschütteln. Dies war der Weg, um sich berühmt und groſs zu machen, ihn schlugen die Ritter ein und opferten einer Chimäre ihr Leben; aber erhabener noch war das Ziel, welches man dem Fanatismus vorsteckte, der Schwärmer hörte auf Mensch zu seyn; je unsinniger er sich betrug, je mehr Beweis war es von der in ihm wohnenden Gottheit; nach



seinem Tode wurden ihm Altäre errichtet; ehrfurchtsvoll beugte sich der Pöbel vor seinem Bilde zur Erde, Opfer brannten, man betete zu ihm und auf sein Geheifs, so wähnte der fromme Aberglauben, trat die Natur aus den ihr angewiesenen Schranken und verliefs die ewigen Gesetze ihrer Wirksamkeit. Welch ein Zeitalter! welche Vorstellungen! Schier wäre man geneigt für Fabel zu halten, was die Legende darüber sagt. Aber ihr liegt Wahrheit, beschämende Wahrheit zum Grunde. Von jeher zeigte der Mensch einen seltenen Hang zum Ausserordentlichen, zum Uebernatürlichen und wer ihn am besten zu täuschen versteht, ist ihm der Gottheit erhabenstes Abbild, er fällt nieder vor seiner Gröfse und hält sich für überglücklich, ihm blinde Verehrung zollen zu dürfen.

Die Kirche des h. Antonius ist ein altes gothisches Gebäude, von sehr grofsem Umfange, aber, seinem Aeufsern nach, nur wenig

empfehlend. Dafür aber haben die Kunst, der Luxus und die Devotion in ihrem Innern nichts gespart, um ihr jene majestätische Pracht zu geben, welche man ihres Patrons am würdigsten hielt. Die ersten Bildhauer und Mahler der damaligen Zeit scheinen mit einander gewetteifert zu haben, sie durch ihre Werke zu zieren und durch ihre Kunst die Wunder ihres Helden allen nachkommenden Geschlechtern anschaulich zu machen. Donatello hat besonders alles gethan, was man von einem so grofsen Meister erwarten konnte; wo man nur hinblickt, erkennt man seine Arbeit, neben denen eines Campagna, eines Minello de' Bardi und eines Sansovino. Die Kapelle des Heiligen vereinigt vorzüglich, was Kunst, Reichthümer und fromme Schwärmerei neben einander zu stellen. vermochten, sie ist derjenige Theil der Kirche, über welchen man ihre Kolonnade, ihre Menge Altäre, ihre Chöre und alle an den darin befindlichen

Monumenten und Grabmählern verschwendete Kunst übersieht. Die Façade derselben ist von dem feinsten Marmor, mit Statuen geziert und gestützt auf Säulen von dem schönsten karrarischen Marmor; auf neun Feldern im Innern der Kapelle sind neun der vorzüglichsten Wunder des Heiligen in Basreliefs dargestellt. In der Mitte derselben ist der Altar, er ist von Granit, der Körper des h. Antonius wird in demselben aufbewahret. Gruppen von Heiligen und Engeln, die grofse, schwere silberne Leuchter halten, umgeben ihn von beiden Seiten, das Vorderblatt des Altars ist ganz von Silber, und an hohen Festtagen wird noch ein anderes gebraucht, das mit kostbaren Steinen eingelegt ist. Die Menge der Gelübden, die auf allen Theilen der Kapelle haften, ist unzählbar; kein Heiliger in ganz Italien besitzt ein so grofses Zutrauen wie er, und keiner verdient es so sehr, dies beweisen die Ex-votis. Es war Gottesdienst, als wir die Kirche be-

sahn; ohne sich in seiner Andacht stören zu lassen, liefs uns der Pöbel jeden Theil derselben ruhig betrachten, theils war er gewohnt Fremde der Neugierde wegen blos dort zu erblicken, theils war er zu sehr mit sich selbst und seinem Gott beschäftigt, als dafs er Zeit gehabt hätte, uns zu bemerken. In heifser glühender Andacht lagen Weiber und Männer, Greise und Junge vor dem Tabernakel auf kühlendem Marmor; Hülfe erflehend streckten andere die Arme gen Himmel, emsig reihten noch andere den Rosenkranz ab. Aber in den Bänken ward nicht immer gebetet, geflüstert wurde wohl, aber es galt einer andern Gottheit, als der, welche hier verehrt wird. Das Läuten der Glocke stürzt alle plötzlich auf die Knie oder zu Boden, dreimal neigt sich die Versammlung tief zur Erden, sie wagt es nicht aufzublicken zum Allerheiligsten, das der Priester emporhält, die Nähe der körperlichen Gottheit durchdringt

sie mit heiligem Schauder, sie schwebt in Regionen, wohin ihr keine Vernunft zu folgen vermag.

Auf dem Platze vor dieser Kirche steht eine bronzene Statue zu Pferde von Donatello. Sie wurde dem venetianischen General Erasmus von Narni, genannt Gattamelata, errichtet; ein Werk der Kunst, dessen Ausdruck und noble Kühnheit bewundernswürdig sind. — Die Kirche der h. Justine (*Santa Giustina*) ist eine der schönsten und prächtigsten nicht nur in Padua, sondern in ganz Italien; sie gehört einer reichen und alten Benediktiner-Abtei, und wurde von Andreas Riccio, einem Paduanischen Architekten, erbauet. Sie ist auf dem nehmlichen Platze errichtet, auf welchem ehemals ein Tempel der Concordia gestanden haben soll, wenigstens behauptet man, daſs die niedrigen, finstern und dumpſigen Löcher, welche man heute

noch zeigt, von ihm herrühren, und Gefängnisse der verfolgten Christen und Märtyrer gewesen seyn sollen. Man bewahret in ihr die Körper der h. Justine und des Evangelisten Lucas, so wie die Gebeine vieler Märtyrer auf, ein Schatz, dessen sich wenig andere Kirchen rühmen dürfen und der auch heut zu Tage noch nicht ganz allen Werth verloren hat. Der Fußboden derselben besteht aus getäfeltem Marmor, die Decke ruht auf Säulen, die mit dem Ganzen in einem sehr richtigen Verhältnisse stehen, und die Altäre sind ein jeder aus einer besondern Marmorart, und von verschiedenen Farben. Die Gemählde, welche sie jetzt noch enthält, sind nicht von großer Bedeutung, wenn ich die Leiden der h. Justine von Paul Veronese ausnehme. Das seltenste Kunstwerk in dieser Kirche ist eine Auferstehung, aus einem einzigen Marmorblock gehauen. Das Grab, der Christ und die dabei befindlichen Figuren sind aus einem Stücke

und Ausdruck und Verhältnifs meisterhaft dabei beobachtet.

Als wir diese und noch einige andere minder seltene Merkwürdigkeiten gesehen hatten, dachten wir daran, uns die nöthigen Pässe, um nach Venedig gehen zu können, zu verschaffen. Ohne diese würde man uns hier nicht nur keine Postpferde haben verabfolgen lassen, sondern man hätte uns auch in Venedig arretiren, und wenn wir noch sehr gut dabei wegkamen, auf der Stelle wieder zurückschicken können. Diesem wollten wir uns nicht aussetzen, wir wollten den französischen Obergeneral und seine Unterschrift nicht kompromittiren und es lieber darauf ankommen lassen, in Padua sogleich abgewiesen zu werden, wenn man von östreichischer Seite es für gut befände, alles Verkehr zwischen beiden Nationen zu untersagen. Mein Reisegefährte begab sich demnach zum kommandirenden General,

um ihm unser Gesuch vorzutragen. Er ward auf eine Art empfangen, die ihn an einem glücklichen Erfolg verzweifeln liefs. Der Graf von W. . . wollte wissen, ob etwas mehr als Neugierde der Zweck unserer Reise sey; er äufserte eine gewisse Furchtsamkeit, die unerklärbar schien, und gab sich Mühe, ihm zu beweisen, dafs es sich nicht der Mühe lohne, Venedig zu sehen, und dafs wir weit besser thun würden, wieder nach Mailand zurück zu gehen, wenn wir sonst keine Aufträge oder Geschäfte daselbst hätten. Jemehr sich mein Reisegefährte Mühe gab, ihn vom Gegentheil zu überführen, je schwerer kam es ihm an, seinen Gründen beizupflichten; er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, dafs ein Franzose aus blofser Neugierde die Reise von Mailand nach Venedig unmöglich unternehmen könnte und sah wahrscheinlich im Geiste schon — denn was sehen die zitternden Staatsmänner nicht alles? — den Jakobinismus aufs neue

dahin verpflanzt und die Fackel der Revolution in helle Flammen auflodern.

Endlich ward mein Reisegefährte ungeduldig, er erklärte ihm, daſs wir nicht nach Venedig gehen würden, wenn er uns die Erlaubniſs dazu schriftlich verweigern wollte, damit wir bei unserer Zurückkunft nach Mailand dem Obergeneral darthun könnten, wie wenig freundschaftlich Oestreich mitten im Frieden gegen Frankreich gesinnt sey. Dies brachte ihn zum Nachdenken; er hieſs ihn den folgenden Tag wiederkommen, und jetzt sitze ich hier und erwarte, ob die Furcht vor Repressalien die gehoffte Wirkung gethan haben wird.

Neunter Brief.

Venedig den 17. Juni.

Ich gebe Ihnen aufzurathen, Freund, an wessen Schreibpult ich diesen Brief aufsetze. Sie kennen durch mich die Besitzerin desselben sehr genau und schätzen und lieben sie ganz so, wie sie es verdient. — Aber nichts desto weniger bleibt meine Aufgabe immer ein schwer zu lösendes Räthsel, und ich gestehe Ihnen recht gern ein, dafs es Ihnen Mühe kosten mufs, unter den Hunderten von Menschen, mit welchen ich Sie bekannt gemacht habe, gerade die herauszufinden, von der ich Ihnen jetzt Nachricht geben will. — Doch denken Sie nur einige Augenblicke nach, belauschen Sie Ihr Herz und wenn es Ihnen nicht ganz leise zu-

flüstert, dafs von Amalien *) nur allein die Rede seyn könne, so geben Sie es auf, sich je den sichern Takt zu erwerben, vermöge welchem wir errathen, worauf uns in der Wirklichkeit nichts zu führen scheint. — Ja, Amalien, die liebenswürdige, vortreffliche Amalie, habe ich hier ganz unverhofft wiedergefunden und indem ich sie fand, bediente sich der Zufall meiner, um zwei liebende Wesen zu vereinigen, die von nun an keine Stürme des Schicksals mehr trennen sollen. Da sitzen sie Beide auf der weichen Ottomane, Eins in dem Anblick des Andern verloren; sie fürchten einen Laut von sich zu geben, um mich nicht zu stören, aber auch ohne Worte verstehen sich ihre edlen und gleichgeschaffenen Seelen und die reinste Harmonie verbindet sie. —

---

*) Siehe den zweiten Band der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris.

A. d. V.

Es ist ein erhabenes, ein göttliches Schauspiel, zwei liebende Wesen nach einer langen und schmerzhaften Trennung sich unverhofft wiederfinden und einander in die Arme sinken sehen; auch der kälteste Denker verläſst sie nicht ohne Rührung, und Thränen der Wollust und Wehmuth zugleich entstürzen dem Auge des Edeln, der nur in dunkler Entfernung oder aus den Schatten der Vergangenheit sich ähnlicher Momente zu erfreuen hat.

Aber Sie werden vielleicht das Ganze für einen Roman halten und ich gestehe Ihnen gern ein, daſs es sehr darnach aussieht. Und doch ist es nichts, als reine unverfälschte Wahrheit, die ich Ihnen gebe; mein Erfindungsgeist hat nicht den geringsten Antheil daran; so wie sich die Begebenheiten zugetragen haben, schildere ich sie Ihnen, und ich muſs mich eher der Nachlässigkeit in der Auftragung der Farben anklagen, als daſs ich versucht hätte, Szenen auszumahlen, die in der Natur gegründet,

auch durch den geschicktesten Pinsel nur unvollständig würden haben erreicht werden können. — Aber freuen müssen Sie sich mit mir und das von Herzen, denn sie verdienen es Beide, Sie und Er; Beide sind nun so glücklich, Amalie hat ausgelitten, ach, und wer wollte sich nicht freuen, ein Wesen zu kennen, das ganz zum Glücke geschaffen, nach vielen ausgestandenen Stürmen sich endlich im Hafen erblickt.

Doch ich vergesse, dafs Sie von der ganzen Geschichte noch eben so wenig wissen, als ich gestern um diese Stunde selbst davon wufste. Diese Unachtsamkeit müssen Sie mir heute nun schon zu Gute halten; die Erinnerung vergangener Zeiten hat grofsen Antheil daran und was Amalie gestern und heute fühlt und empfindet, machte einst das Glück meines Lebens aus. Aber sie sind dahin, die froh durchlebten Stunden, nie — fürchte ich — kehren sie wieder und nie durchbebt mehr das

frohe Zittern des Wiedersehens meine hoch aufschwellende Brust.

Aber sollte ich auch Ihre Geduld aufs Höchste spannen, so kann ich doch nicht umhin, Sie zuvor mit meiner Reise von Padua nach Venedig bekannt zu machen. Betrachten Sie die Schilderung derselben als Einleitung zu Amaliens Wiederfindungsgeschichte, und vielleicht erscheint sie Ihnen alsdann weniger uninteressant. — Nach langem Deliberiren und Konferiren erhielten wir endlich vorgestern die nöthigen Pässe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, uns sogleich nach unserer Ankunft in Venedig bei dem Polizeiausschusse, welcher, wie ich vermuthe, die ehemalige Staatsinquisition ersetzt, persönlich zu melden. Unsere Abreise wurde nun um keinen Augenblick mehr verzögert, die Pferde waren bestellt, und es mochte gegen zwei Uhr seyn, als wir von Padua abfuhren. Sogleich hinter dem Thore wurden wir die Brenta gewahr, über welche



wir fuhren, unser Weg lief alsdann immer so nahe an derselben hin, daſs wir ihre beiden Ufer sehr bequem überblicken konnten.

Das Piemont ist schön, die Lombardei hat seltene Reize, die Gegenden von Mantua bis Padua sind vortrefflich, aber im höchsten Grade mahlerisch und einzig in ihrer Art sind die Ufer der Brenta und die Landschaft von Padua bis Mestre. Denken Sie sich den üppigsten Boden, strotzend von Bäumen und Früchten, zu ihrer Linken tief im Hintergrunde die blau umwölkten Alpen, rechts eine unermeſsliche Ebene und vor Ihnen nichts als liebliche Dörfer, lustige Landhäuser, prachtvolle Paläste und Garten an Garten, und Sie werden doch nur ein unvollständiges Bild von den stets abwechselnden und immer neuen und reizenden Ansichten haben, die sich hier dem Wanderer fast mit jedem Schritte, den er thut, eröffnen. Ich habe schon manche schöne Gegend kennen gelernt,

manche grofse und erhabene Naturschönheiten bewundert und mein Auge an manchen reizenden und vortrefflich angebauten Gefilden geweidet, aber den Grad der Kultur, den Reichthum und die Ueppigkeit des Landes, die prachtvollen Anlagen und das Mahlerische des Ganzen habe ich nirgends in so hohem Grade beisammen angetroffen, wie hier. Aber hier hat auch, was Venedig ehemals Grofses und Reiches hatte, Millionen verschwendet, um Schöpfungen zu bewirken, die der Bewunderung höchste Spannung erheischen. Besser konnten sie aber auch nicht wählen die Landschaft, Venedigs Vornehmen und Reichen, und im ganzen Umfange ihrer Republik würden sie keine Gegend gefunden haben, die so bequem gelegen für sie, es ihnen so leicht gemacht hätte, auf ihr zu vereinigen, was der Luxus, die Wollust, das Vergnügen und der Durst nach dem hinreissend Schönen und Sanften in der Natur nur immer auf einem im Grunde doch

beschränkten Raum beisammen anzutreffen wünschen können. An die Ufer der Brenta würde ich das Paradies hin verlegen, müfste ich nicht den Widerspruch kalter Grübler befürchten; wenigstens will ich mir jetzt Eden denken, so geschieht es nicht anders als durch Verwechselung der Namen, und die Brenta ist mir Eden und Eden die Brenta.

Hier eine Hütte, Freund, rief ich voll Begeisterung meinem Reisegefährten zu, und einen kleinen auserlesenen Zirkel von Lieben um uns her, und Götter könnten uns beneiden. Aber ein kaltes Ja war seine ganze Antwort, und er sank sogleich wieder in ein so tiefes Nachdenken zurück, wie ich noch nie an ihm bemerkt hatte. Allein sein Kaltsinn störte mich nicht in meinem Genusse, nichts in der Welt würde es zu thun im Stande gewesen seyn, und wenn ja ihn etwas unterbrach, so war es nur die Schnelligkeit der Pferde, weil sie mir

nicht erlaubte, mich an den Gegenständen recht satt zu sehen.

In al Dolo wechselten wir die Pferde. Es mufste gerade ein Feiertag seyn, denn auf grünen Rasen gelagert, unter dem Schatten der Bäume oder in frischen Lauben bemerkte ich eine Menge junger Männer und Mädchen. Die Freude und der Genufs der schönen Natur schien sie vereinigt zu haben, denn hier ertönten, von einer Guitarre begleitet, sanfte Romanzen, dort rauschten zum Tanze hüpfende Saitentöne, Arm in Arm wandelten in den Gärten an den Ufern der Brenta Jüngling und Mädchen und entzogen sich bald den neugierigen Blicken, bald mischten sie sich unter die Reihen der Tänzer oder die Chöre der Sänger.

Nur zu schnell hatte man die Pferde umgespannt; gern würde ich noch verweilt haben, aber ungeduldig zog mich mein Reisegefährte in den Wagen und wie der Blitz eilte der Po-

stillion mit uns zum Orte hinaus. Die Gegend blieb sich ununterbrochen gleich, abwechselnd und nie ohne seltene Reize. Nur der Weg engte sich manchmal zwischen der hohen Gartenmauer so sehr zusammen, daſs man nicht frei um sich blicken konnte. Da er nicht Chaussee ist und der Handel sie auch nicht nöthig macht, weil alles nach Venedig zu Wasser geht, so hat es im Grunde wenig auf sich und die Ueberraschung ist nur um so gröſser, wenn das Auge auf einmal wieder um sich blicken kann.

Wir kamen in Mestre an und hier erwachte mein Reisegefährte aus seinem Nachdenken. Eine Menge Gondolieri war uns schon bis vor den Ort entgegen gekommen, um uns ihre Dienste anzubieten. Ich wuſste anfänglich nicht, was sie damit sagen wollten, zeichnete aber nichts destoweniger einen ehrlichen Graukopf aus, um mich seiner zu bedienen, im Fall wir ihn nöthig hätten. Dies erfuhr ich, so

bald wir ausgestiegen waren, denn an dem Kanale hin erblickte ich in geringer Entfernung die spiegelhelle Fläche, von welcher Venedig umgeben, einer Insel gleich, aus den Fluthen emporsteiget. Der Postmeister kam und bot uns seine Dienste an, um den Wagen bis zu unserer Zurückkunft in eine Remise zu bringen. Wir nahmen sein Anerbieten an, packten aus, was wir in die Stadt mitnehmen wollten, luden es in die Gondel des alten Graukopfs, theilten rechts und links einige Soldi buona mann aus, stiegen in das schaukelnde Fahrzeug und überließsen uns unbekümmert der Sorgfalt und Geschicklichkeit des ehrlichen Marco und seines Gehülfen.

Mein Reisegefährte klagte über Kopfschmerzen und zog sich tief in den Hintergrund der schwarz behangenen Gondel zurück. Ich überliefs ihn seiner Phantasie und nahm meinen Platz auf dem Vordertheil derselben, um nach allen Seiten frei um mich blicken zu können.

Marco leitete das Fahrzeug sehr geschickt zwischen den Gondeln hindurch und wir gelangten sehr bald und ohne die geringste Unannehmlichkeit zu erfahren in die Lagunen. So weit mein Auge reichen konnte, erblickte ich rechts nichts als den schönsten blauen Himmel und die grün geebnete Fläche, links zog sich in einiger Entfernung das Land hin und vor mir schien Venedig auf den schwach bewegten Wellen zu schaukeln.

Da liegt Venedig! — rief ich, als ich es ansichtig wurde und von nun an vermochte nichts mehr meine Aufmerksamkeit davon abzuziehen. Aber es war auch ein herrliches Schauspiel, das ich vor mir hatte. Mit allen seinen Thürmen und Schlössern, seinen Kirchen und Palästen, mitten auf dem Wasser schwimmend, ganz vom Lande getrennt, nirgends dem Fufsgänger erreichbar; eine Erscheinung der Kunst und des allumfassenden menschlichen Geistes gehört Venedig unter die

seltensten Resultate seiner Anstrengungen. Von den Strahlen der sich zum Untergange neigenden Sonne erleuchtet, war die Stadt in eine Vergulduug gehüllt, die jeden ihrer Reize mächtig heraushob. Hier schimmerte blendend die Spitze eines Thurms, dort das Kreuz irgend einer Kirche; je nachdem die Sonne sank, wurden neue Gegenstände erleuchtet und spiegelten sich in der hellen durchsichtigen Fläche wieder. Auf ihr wogten schwarz behangene Gondeln zur Seiten der unsrigen, oder gröſsere Fahrzeuge ruderten langsam der Stadt zu. Leben und Bewegung herrschten, so weit das Auge blicken konnte, einige fuhren nach Mestre, andere eilten nach Venedig, e viva rief man uns im Vorüberfahren zu, oder begrüſste uns mit munterm Gesang. Aus der Entfernung schon höre ich den durchdringenden Klang einer Glocke, Marco steuert links und ein Beutel, an einem langen Stocke befestigt, wird uns entgegen gehalten.

Es ist ein Spital, das hier am Ufer erbaut ist und dessen Pfleger auf diese Art die Vorüberfahrenden um ein Almosen ansprechen. Il ciel' la conserva! erfolgt auf die empfangene Gabe und schon ertönt weiter hin eine zweite Glocke und fordert den nämlichen Tribut der Menschlichkeit.

So lange wir nur in einer geringen Entfernung vom Ufer hinruderten, war jede Furcht entfernt von mir. Aber nun lenkte Marco die Gondel rechts ab, um sie in den Strom zu bringen, der mit seltener Schnelligkeit Venedig zueilt. Des Wassers von Jugend auf ungewohnt, fieng ich an zu bangen, ohne Ursache und Veranlassung, ungeachtet der nun eingetretenen stärkern Bewegung unsers Fahrzeuges. Heftiger wehte hier der Wind, höher stiegen die Wellen, das Schaukeln der Gondel wurde verdoppelt, aber ehe ich mich es versah, befanden wir uns am Eingange von Venedig. — Wo wollen sie absteigen, fragte

Marcó? — Daran hatte ich noch nicht Zeit zu denken gehabt und mein Reisegefährte war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dafs er es hätte vorhersehen sollen. Ich überliefs dem alten Marco die Wahl des Wirthshauses. — Dies Zutrauen schmeichelte ihm, und soviel nahm ich aus seinem unverständlichen Patois ab, dafs er uns in eine erst kürzlich angelegte Wirthschaft bringen wolle, wo wir aber sehr zufrieden seyn und mit dem Wirthe auch französisch würden sprechen können.

An diesem letzten war mir nun freilich am allerwenigsten gelegen, ich wollte allenthalben gezwungen seyn, italiänisch zu sprechen, um früher die Sprache zu erlernen. Mit Pfeiles Schnelle bogen wir um die Ecken der Strafsen herum, Marco rief sein Hurrah und wich allen uns begegnenden Gondeln mit der gröfsten Geschicklichkeit aus. Wir gelangten in den grofsen Kanal (il gran canale) die schönste und breiteste Strafse von Venedig. Marco

steuerte über denselben hinweg, einem kleinen Häuschen zu, das, bunt bemahlt, einem Garten- oder Kartenhause glich und an der Ecke einer schmalen, auch für Fufsgänger gangbaren Strafse befindlich war. Hier hiefs er uns aussteigen; unter der Hausthür stand der Wirth, ein junger freundlicher Mann; die angewiesenen Zimmer waren klein und niedrig, aber niedlich und elegant; mein Reisegefährte warf sich, ohne ein Wort zu sprechen, aufs Sopha, ich plauderte mit dem Hausherrn oder übersah vom Fenster das Gewühl auf dem grofsen Kanale.

Nur der Hunger konnte mich auf Augenblicke davon entfernen, seit Padua hatte ich nichts zu mir genommen und die Seeluft zehrt. Ein gut besetzter zierlicher Tisch gab mir eine sehr vortheilhafte Idee von dem Geschmacke unsers Wirths, er schien nicht umsonst lange in Paris gewesen zu seyn, Ordnung, Pünktlichkeit in der Bedienung und Reinlichkeit

zeichneten das Casino de' Pommi vorzüglich aus. — Es war Nacht geworden, mein Reisegefährte wünschte auszuruhn, ich konnte der Begier den Markusplatz zu sehn, nicht widerstehen. Von einem Lehnlakai begleitet gieng ich nach zehn Uhr noch hin; alles schien dort erst recht aufzuleben, die Gänge waren voll Menschen, in der Mitte wogte eine unübersehbare Masse. Ich war einigemal auf und abgegangen, als ich mich bei meinem Namen rufen höre, ich wende mich um und Amalie eilt mir entgegen.

Zehnter Brief.

Venedig den 18. Juni.

So wäre ich denn endlich auch in Venedig. — Dieser Gedanke schwebt meiner Seele unaufhörlich vor, seitdem ich mich in den Lagunen befinde. Es liegt für mich etwas darin, das ich mir selbst nicht zu erklären weiſs und man könnte mir viel bieten und ich möchte nicht, ihn nie gehabt zu haben. Paris machte einen groſsen Eindruck auf mich, als ich mich auf einmal innerhalb seinen Barrieren befand, aber es bot mir nichts Neues, nichts Ungewöhnliches, nichts an, was ich nicht schon irgendwo gesehn oder mit dem Gesehenen in Parallele hätte stellen können. Dies war aber ganz und gar nicht der Fall bei Venedig; hier sind alle Vorstellungen, die man von groſsen Städ-

ten erlangt haben kann, unanwendbar, alle Aehnlichkeiten hören auf, jede Vergleichung ist im Ganzen genommen sehr unpassend, sie ist einzig in ihrer Art und unbekannte neue Bilder drücken sich davon in der Seele ab. Aber denken sie sich auch nur, Freund, eine grosse ungeheure Stadt, mitten auf dem Wasser, von allen Seiten vom festen Lande getrennt, nicht auf Pfählen ruhend, nicht auf einer Insel gebaut, sondern an den sandigten Grund des Meeres befestigt, aus ihm empor gehoben und eine flüssige Ebene statt des soliden Steinpflasters in den Strassen und Sie werden eingestehen müssen, dass dies Alles Venedig zur sonderbarsten und merkwürdigsten Stadt in der Welt qualifizirt. Nicht der Louvre in Paris, nicht die Paulskirche in London, nicht das Kapitol und alle römischen Alterthümer in Rom können den Effekt machen, welchen Venedigs Schlösser von den Fluthen bespült hervorbringen. Dort hat der menschli-

che Geist — dies muſs man sich eingestehn — nicht die Grenzen der Möglichkeit überschritten, er ist dem Elemente nicht untreu geworden, auf welchem er zu leben bestimmt ist, und hat mit seiner Hülfe und von ihm unterstützt, Schöpfungen gebildet, die ihm angemessen waren, zu welchen ihn seine Natur gewissermassen selbst aufforderte. Aber hier ist es ganz anders, hier muſste er vor allen Dingen das schwere Problem lösen und feste Körper mit flüssigen so in Verbindung bringen, daſs einer den andern nicht zerstöhrte, er muſste sich ein Element unterwürfig machen, für das er nicht geschaffen ist und das wir als das furchtbarste und mächtigste kennen, er muſste seine eigene Natur zwingen und mit erhabener Kühnheit ausführen, worin er weder durch die Erfahrung noch durch Beispiele geleitet werden konnte.

Doch was wage ich den vergeblichen Versuch, Ihnen eine Vorstellung von dem beizu-

bringen, was Venedig hauptsächlich charakterisirt. Mächtig und stark wirket ihr Anblick auf die Einbildungskraft, allein eben weil sie sich mit so kräftigen Zügen in der Seele abdrückt, wird es unmöglich die dadurch erzeugten Sensationen in Worte einzukleiden. Man muſs sie gesehn haben, um ihr Bild zu empfangen, um sich zu überzeugen, daſs sie einzig in ihrer Art ist. Ehe ich hieher kam, hatte ich viele und manche gute Beschreibungen von Venedig gelesen, ich bildete mir ein, eine ziemlich richtige und der Wirklichkeit anpassende Vorstellung davon zu besitzen. Aber kaum hatte ich mich in Mestre eingeschifft, kaum sah ich die spiegelhelle Fläche der Lagunen vor mir ausgebreitet, kaum war ich Venedig in blauer Ferne gewahr worden, als ich mir einzugestehen gezwungen ward, daſs alle Bilder, die sich bis dahin in meiner Seele davon abgedrückt hatten, ganz falsch und unrichtig gewesen und kaum als

Schatten dem grofsen majestätischen Gemählde dienen könnten, dessen vollendete Theile sich allmählig zu dem erhabensten Ganzen ordneten.

Wie schwer es hält Venedigs Universum zu beschreiben und wie wenig richtige Schilderungen wir davon haben, dies werde ich jetzt erst gewahr, wenn ich die davon entworfenen Bilder mit der Wirklichkeit vergleiche. Einzelne Theile davon lassen sich sehr gut ausmahlen und darauf will ich auch mich nur allein beschränken; aber das Ganze ist unerreichbar und wird es so lange bleiben, bis wir nicht für die feinsten Nüancen unserer Gefühle und Empfindungen passende Ausdrücke erfunden haben. Sie können sich nicht vorstellen, wie erbärmlich und lächerlich mir jetzt alle Bilder erscheinen, die Deutschlands Romanen- und Trauerspieldichter von italienischen Sitten und Gebräuchen überhaupt, von dem Lande und von Venedig besonders entwerfen und dem

Publikum als treue Kopien existirender Originale aufbürden. — Da ist doch in den meisten Schriften dieser Zeichner oft auch nicht ein einziger Zug zu entdecken, den ich hier wiedergefunden zu haben mich erinnern könnte. Es ist unglaublich, wie weit von der Wahrheit entfernt alle ihre Schilderungen von Italien sind; bald machen sie es zum Paradiese und die Menschen zu Engeln, bald zur Hölle und bevölkern sie mit Teufeln. Aber keins von beiden trift man hier an; das Gute ist wie allenthalben mit dem Schlimmen vermischt und Eifersucht macht nicht bei allen Italienern den Hauptzug ihres Charakters und das einzige Motif ihrer Handlungen aus. Im höchsten Grade lächerlich sind sie, wenn sie, die nie ihre Vaterstadt verliefsen, oder ausser der Universität keine andere gesehen haben und mit Niemand als mit Burschen und ihren Büchern umgegangen sind, sich herausnehmen, die Lebensart italienischer Grofsen zu schildern und

ihnen Handlungen und einen Wirkungskreis andichten, wie sie nie in der Wirklichkeit Statt finden können. Welch ein Wust von Unwahrscheinlichkeiten, von offenbaren Unrichtigkeiten und von widersinnigen Situationen in ihren Werken enthalten sind, dies fühlt man erst, wenn man Gelegenheit, an Ort und Stelle Vergleichungen anzustellen, gehabt hat. Dies hat die schlimme Folge hervorgebracht, dafs man im Allgemeinen eine sehr falsche Vorstellung von der Charakteristik Italiens und seiner Bewohner hat; ich selbst war nicht frei davon, als ich hieher kam, und nicht wenig überrascht, als ich von allem beinah das Gegentheil von dem, was ich in Romanen, Tragödien und sogar in einigen Reisebeschreibungen gelesen hatte, fand. Dafs, wenn von Venedig die Rede ist, Gondeln, Gondolieri, Banditen und der Markusplatz eine grofse Rolle spielen, liefse ich ihnen gern hingehn, obgleich auch manches dabei übertrieben wird,

denn da sie davon nichts weiter als die Nahmen kennen und ihr Gebrauch, so wie ihre Verbindung mit der Masse der Gesellschaft und ihre Einwirkung in die Handlungsart derselben ihnen völlig unbekannt sind, so können sie nichts anders als Absurditäten darüber aufstellen.

Wie würde ich mich lächerlich gemacht haben, wenn ich hier den Garten des Doge zu sehen verlangt hätte. Und doch kletterte Abellino über seine Mauer, ja schofs sogar ein Pistol in demselben los und die gewöhnlich des Nachts auf dem Markusplatze versammelte Menge und die Volkshaufen, die um diese Zeit den Palast von allen Seiten umgeben, hörten es nicht und der grofse Bandit entkam glücklich in Venedig. Freilich waren alle Zugänge zu demselben von seinen Untergebenen besetzt oder vielmehr da der Garten, in welchem er diese unerhörte Kühnheit begieng, nur in der Einbildungskraft des Dichters existirte, so

konnten die in der Wirklichkeit lebenden Menschen natürlich nichts davon gewahr werden. — Ich könnte Ihnen auf diese Art noch Hunderte von gedruckten Ungereimtheiten über Italien und Venedig vorlegen, denn seit einiger Zeit fängt es an in Deutschland Mode zu werden, italienische Helden, Sitten und Gebräuche vorzüglich zu schildern. Aber Sie werden, hoffe ich, an dieser Probe genug haben und es nicht einem Mangel an Aufmerksamkeit zuschreiben, wenn ich Züge in meinem Gemählde von Venedig aufzutragen unterlasse, die Sie vielleicht dort zu finden erwarten werden.

Der alte Graukopf Marco hat uns hier sehr gut untergebracht, davon überzeugen wir uns alle Tage mehr. Dafür aber ist er auch unser Leibgondoliere, wir zahlen ihm eine Kleinigkeit wenn wir nur über die Strafse fahren wollen und wenn wir ihn den ganzen Tag brauchen, erhält er zehn Lire und die buona

manu. Er hat seine Station dicht neben unserm Wirthshause, so daſs wir ihn jeden Augenblick haben können. Ueberdies, so unterläſst er nicht, alle Morgen anzufragen, ob wir ihn den Tag über nöthig haben werden und wenn er weiſs, daſs wir abgespeiset haben, oder des Abends frühzeitig nach Hause gekommen sind, bietet er uns seine Dienste an, im Falle wir Lust hätten irgend eine Avantüre zu bestehen, ein Versuch, wozu mein Reisegefährte jetzt nie und ich gewiſs nur mit vieler Mühe zu bringen seyn möchte. Indessen will ich es nicht verschwören, mein Grundsatz ist, man muſs alles in der Welt probiren und die Venetianerinnen verdienen wirklich, daſs man um ihretwegen von der Strenge eines Cato etwas nachgiebt, ohne jedoch die Klugheit dabei aus den Augen zu setzen.

Unser Wirth ist ein sehr gefälliger und artiger Mann, er ist ein junger Anfänger und folglich sehr interessirt, sich in einen guten

Ruf zu setzen. Sein Haus ist sehr klein und nur zwei niedrige Stockwerke hoch; aber es ist gut und bequem eingerichtet und hat besonders den Vortheil, daſs die Fenster vorn heraus auf den groſsen Kanal und der Hintertheil desselben auf eine Straſse stoſsen, über welche man in verschiedenen Krümmungen und durch mehrere enge Gäschen bis auf den Markusplatz zu Fuſs gehen kann. Da ausser uns gegenwärtig keine Fremden bei ihm logiren, so sind wir der Gegenstand seiner ganzen Aufmerksamkeit und werden daher auch so gut bedient, wie ich es noch in keinem Wirthshause gewesen bin. Da mein Reisegefährte ebenfalls ein groſser Freund von Fischen ist, so sind wir mit ihm übereingekommen, unsere Mahlzeiten so einzurichten, daſs die Hauptschüsseln aus Fischen bestehn. Für zehn Lire auf die Person gerechnet, hat er uns nun schon zweimal mit den seltensten und kostbarsten regalirt; vor der Suppe erhalten wir ge-

wöhnlich funfzig Stück Arsenalaustern, die in dem Augenblicke gefangen werden, wenn sie auf den Tisch kommen sollen, und auf die Suppe folgen zehn der delikatesten Schüsseln, von welchen wenigstens sechs Seefische, Krebse und Seespinnen, eine jede Gattung anders zubereitet, enthalten. Der Mann mufs in Venedig wegen seiner guten Küche berühmt seyn, denn ich habe bemerkt, dafs in seinem Hause diners und soupers fins für eine kleine Anzahl Personen gegeben werden. Gestern erst war dies wieder der Fall und unter der Gesellschaft befand sich eine Dame, die ich kannte, noch ehe ich nach Venedig kam, aber mich wohl hütete, sie auch persönlich kennen zu lernen. Sie wissen, wen ich meine, denn Sie kennen die Signora T . . eine der reichsten und galantesten Venetianerinnen, die aber, wie es mir geschienen, mit achtzig Jahren wohl schwerlich noch eine bonne fortune haben möchte.

Der grofse Kanal ist eine der breitesten, schönsten und volkreichsten Strafsen von Venedig. Von unsern Fenstern kann ich ihn beinah ganz übersehn; rechts erblicke ich die Rialto-Brücke, mit ihrem kühnen Schwibbogen und links sehe ich hinunter bis an den Punkt, wo sie sich mit einer Queerstrafse verbindet. Die meisten ansehnlichen Wirthshäuser liegen an derselben, mehrere Paläste und Kirchen. Sie nehmen sich aber alle nicht gut aus, denn ihre Bauart ist entweder sehr altväterisch oder sie sind dunkel angestrichen, welches ihnen ein düsteres Ansehn giebt. Der Kanal ist unaufhörlich mit Gondeln bedeckt, die sich alle Augenblicke kreuzen, ohne sich im gröfsten Gedränge zu berühren. Diefs gewährt ein sonderbares Schauspiel, dem ich vom Fenster Stundenlang zusehen kann. Bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit der Gondolieri und die Beispiele von Unglück sind weit seltener als in Städten, wo man alle

Augenblicke gerädert zu werden befürchten mufs. Die Gondeln sind alle schwarz bedeckt, so verlangten es ehemals die Gesetze des Staats; nur den fremden Gesandten stand es frei, sie mit Tüchern von andern Farben zu behängen. Ich weifs nicht, ob die östreichische Regierung auch noch darauf besteht, aber bis jetzt erinnere ich mich nicht, eine andere gesehn zu haben. Sie sind auch fast alle von gleicher Gröfse, zu zwei oder vier Personen. Die Sitze im Innern sind ebenfalls schwarz und mit einer Lehne versehen, dafs man bequem darinn liegen kann. Zu beiden Seiten derselben sind Schieber, die man nach Willkühr offen oder zuhalten kann, je nachdem man sich umsehn oder nicht erkannt seyn will. Zu geheimen Avantüren sind die Gondeln weit geschickter wie unsere Wägen, und ich bin überzeugt, hätte der Herzog von Richelieu in Venedig gelebt, er würde weit besser seine Rechnung dabei gefunden haben, als

bei den Pariser Fiacres. Dürften und wöllten die Gondolieri erzählen, wovon sie Augenzeugen und Handlanger gewesen sind, wie viel Geschichten würden alsdann nicht an den Tag kommen, die mancher gute, ehrliche Ehemann für ganz unmöglich halten mag. Aber Verschwiegenheit und Treue gehören zu ihren Haupttugenden und ein Fremder, so gut wie ein Einheimischer darf nicht befürchten von ihnen verrathen zu werden, er müſste denn etwas gegen den Staat zu unternehmen im Sinne führen.

Auch die Kleidung der Venetianerinnen schützt sie sehr vor Entdeckungen. In ihren Zendalo gehüllt, der oft das ganze Gesicht bedeckt und dessen Enden hinten auf den Rücken in einen Knoten zusammengeschürzt werden, hält es sehr schwer, sie auf den Straſsen zu erkennen. Die höhern Klassen, habe ich bemerkt, tragen ihn jedoch entweder gar nicht, oder wenn sie es thun, so geschieht es nur bei

den Morgenvisiten. Diese Beobachtung kann ich von meinem Fenster alle Augenblicke machen; wer von jenseits dem grofsen Kanale auf dem Markusplatze, in dessen Nähe alle Märkte gehalten werden, etwas einzukaufen oder im Hafen Geschäfte hat, oder in die Markuskirche gehen will, läfst sich dem Cassino de' Pommi gegenüber einschiffen und steigt neben demselben wieder aus. Da sehe ich Mönche und Nonnen, Mägde und Bedienten, Herren in Mäntel gehüllt und Frauen mit dem Zendalo verschleiert, alte Koketten und junge Weiber in bunter Mischung, bald einzeln, bald mehrere zusammen über den Kanal setzen und entweder dem Markusplatze oder ihren Wohnungen zueilen. Sie sind, dies bilde ich mir ein, von Niemand erkannt, wenigstens scheinen sie alle mehr oder weniger maskirt zu seyn.

Dieses war bis jetzt noch meine gewöhnliche Morgenunterhaltung; den Tag über erlaubt es nicht die Hitze und noch mehr der

üble Geruch, den der Kanal ausdünstet, an dem Fenster zu liegen. Dieses ist eine Unbequemlichkeit, an welcher man gegenwärtig, wo die Kanäle schon lange nicht gereinigt worden sind, aufserordentlich leidet und die der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Zur Zeit der Ebbe ist der Geruch am stärksten, das Wasser tritt alsdann um mehrere Schuhe von den Häusern zurück, und da man alle Unreinigkeiten nur zur Hausthür hinauszuschütten pflegt, so geschieht es nicht selten, dafs sie das seichte Wasser nicht sogleich wegspült, wo sie alsdann, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis die Fluth wieder eintritt, ganz frei liegen bleiben. Diese findet sich alle vier und zwanzig Stunden sehr regelmäfsig ein, und wenn man Zeit und Geduld dazu hat, so kann man ihren allmähligen Eintritt an dem Steigen des Wassers sehr genau bemerken.

Eilfter Brief.

Venedig den 20. Juni.

Wir haben heute so schlechtes Wetter, daſs ich schon Verzicht darauf gethan habe, noch auszugehen. Der Himmel ist mit finstern, trüben Wolken bedeckt, feurige Blitze durchschneiden sie von Zeit zu Zeit, der Donner rollt, ein heftiger Wind setzt die See in Bewegung, und bis in die Lagunen spürt man die Empörung der Fluthen. — Ich bin ganz allein zu Hause, und diesen Moment der Ruhe, meinen Sie nicht, daſs es sich der Mühe lohnen würde, wenn ich ihn Amaliens Schicksalen widmete? Ich glaube es wenigstens und bin bereit es zu thun. Aber zuvor wünschte ich zu wissen, woran Ihnen am meisten gele-



gen ist, ob an der Auseinandersetzung der Ursachen, wodurch ich sie so lange aus dem Gesichte verloren, oder an der sonderbaren Fügung des Zufalls, die uns gerade hier in Venedig wieder vereinigen mußte.

Nach der so schlecht ausgefallenen Revolution vom 18. Fruktidor, werden Sie sich erinnern *), hielt es Amalie, da sie nur provisorisch aus der Emigrantenliste war ausgestrichen worden, der Klugheit angemessen, sich auf einige Zeit aus Paris und selbst aus Frankreich zu entfernen. Ich gab ihr Briefe an unsere Freundin S . . . mit, sah sie abreisen und hielt sie in Deutschland für geborgen, wenn ich auch weder von ihr selbst, noch über sie keine Nachrichten mehr erhielt. Unterdessen trieb ich mich in den Departemen-

*) Siehe den zweiten Band der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris.

ten Frankreichs herum, brachte meine meiste Zeit auf der Heerstrafse zu, kam endlich wieder nach der Schweiz zurück und ging, ohne mich irgendwo aufzuhalten, nach Italien. — Auf diese Art mufste ich Amalien aus dem Gesichte verlieren, und wenn es mir auch manchmal auffiel, so gar nichts von ihr zu hören, so beruhigte mich doch wieder über ihr Schicksal der Gedanke: dafs sie in Sicherheit und in guten Händen sey.

Aber dafs ich sie hier in Venedig wiederfinden würde, dies hätte ich mir kaum träumen lassen. Denken Sie sich also meine Ueberraschung, als ihre Figur, wie ein Geist, mitten aus der Menge des Markusplatzes emporsteigt, sich von ihr losreifst und auf mich zueilt. Unser Wiederfinden mufste mit solchen Umständen begleitet gewesen seyn, dafs dadurch die Aufmerksamkeit aller Umstehenden war gereizt worden. Dies wurden wir gewahr, als der dadurch bewirkte Rausch vor-

über war, und über Amaliens reizende Züge flog eine sanfte Röthe, da sie sich von einer Menge Menschen umgeben sah, die sich begierig hinzudrängten, um die Francesi zu betrachten, welche sich unverhofft wiedergefunden hatten. Sie gerieth darüber einige Augenblicke in sichtliche Verlegenheit, wurde aber glücklicherweise von der Gesellschaft, die sie auf den Markusplatz begleitet hatte, noch zur gehörigen Zeit daraus gerissen. Wir drängten uns durch die Menge neugieriger Gaffer hindurch, und da es Nacht und die Gänge gerade wenig erleuchtet waren, so brauchten wir nur einige Schritte weiter zu gehen, um frei athmen und überlegen zu können, was wir nun anfangen wollten. Amalie und ich, wir waren der Meinung nach Hause zu gehen, aber ihre zudringlichen Begleiter litten es nicht, und wir waren gezwungen, nachzugeben. Auf echt italienische Art nöthigten uns die Herren und Frauen in einer der größten und glänzendsten

Bottegen Erfrischungen einzunehmen, und da sie einen grofsen Werth darauf zu legen schienen, so wollte ihnen Amalie diese Freude nicht verderben. Wir blieben bis nach Mitternacht beisammen, vor der Trennung gab mir Amalie ihre Adresse; ich versprach um zehn Uhr bei ihr zu frühstücken.

Mein Reisegefährte schlief schon so fest, als ich nach Hause kam, dafs ich mich zu Bette legen mufste, ohne ihm erzählen zu können, was mir auf dem Markusplatze zugestofsen war. Den Morgen darauf befand ich für besser, ihm nichts davon zu sagen; ich wollte ihn desto angenehmer überraschen, wenn ich ihn in Venedig, wo er niemand kannte, einer so liebenswürdigen Landsmännin zuführte. — Wir gingen um neun Uhr aus, um uns, wie es der östreichische General verlangt hatte, bei dem Polizeiausschusse zu melden. Aber der Lehnlakai hatte uns unrecht verstanden und uns zum Polizeipräsidenten geführt. Da er kein Wort

französisch konnte und ich mich anstellte, als verstünde ich kein Deutsch, so dauerte es ziemlich lange, bis er unser Anliegen begriff. Er schickte uns alsdann weiter und gab uns einen seiner Secretaire mit, der uns vor den Polizeiausschufs führte. Hier fand die nehmliche Schwierigkeit der Sprache Statt und wir wurden nicht eher entlassen, als bis man einen Dollmetscher geholt, der uns zu Protokoll vernahm. Wir erhielten das Visa auf unserm Passe und die Erlaubnifs: in Venedig so lange zu verweilen, als es uns gefällig seyn würde.

Als dieses Geschäft glücklich abgethan war, gab ich unsern Lehnlakai, der über meine geheimen Absichten unterrichtet war, einen Wink und er führte uns in Amaliens Wohnung; meinen Reisegefährten beredete ich, dafs eine seltene Gemähldesammlung in derselben zu sehen sey. Ein Bediente empfing uns an der Hausthür und führte uns in ein sparsam erleuchtetes Zimmer, wo er uns auf die Ankunft seiner

Gebieterin zu erwarten ersuchte. Amalie erschien, als er es kaum verlassen hatte; ihr Blick glitt im Eintreten von mir ab auf meinen Reisegefährten; Amalie! August! riefen sie zu gleicher Zeit und stürzten einander in die Arme.

Ich stand wie versteinert da und war geneigt, das Ganze für ein Mifsverständnifs zu halten. Allein sie hielten sich lange und fest umschlungen und ich konnte nicht umhin, mir einzugestehen, dafs ich sie mit allem Scharfblick, den ich mir erworben zu haben glaube, doch nicht durchdrungen hatte. Nichts ist täuschender als zwei liebende Wesen; wenn man sie ganz zu durchschauen wähnt, kennt man nur die allerunbedeutendste Seite ihres Herzens, und ohne eigentlich in der Verstellung Künste eingeweiht zu seyn, verrathen sie andern doch nur dasjenige davon, woraus sie kein Geheimnifs zu machen für gut befinden.

Amalie riſs sich zuerst von meinem Reisegefährten los, um mich zu umarmen; er folgte ihrem Beispiel und ich sah es ihnen an, daſs sie mich Beide für den Urheber ihres Glücks und ihrer Wiedervereinigung hielten. Aus diesem Irrthum muſste ich sie reiſsen, wenn ich den eigentlichen Zusammenhang ihrer Verbindung erfahren wollte, und es geschah, sobald man mich zum Worte kommen lieſs. Beide zweifelten an der Betheurung, daſs ich in das Geheimniſs ihrer Verhältnisse uneingeweiht sey, für ein Werk des Zufalls schien ihnen zuviel Plane dabei obzuwalten, und Amalie besonders, die mir mehrmals darüber geschrieben zu haben versicherte, konnte sich nicht überzeugen, daſs ich nichts mehr dabei gewesen, als ein blindes Werkzeug in der Hand des Schicksals. — Nun, so lassen sie uns erst frühstücken — sagte sie, als ich ihr endlich alle Zweifel darüber benommen hatte — und ich will Ihnen erzählen, wie ich

diesen edlen Mann hier kennen gelernt, wie ich ihn liebgewonnen, und wie ich von ihm getrennt und hieher verschlagen worden bin. — Sie klingelte, der Bediente brachte das Frühstück und wir verzehrten es unter herzlichen Ergießsungen der Liebe und Freundschaft, unter frohem Scherz und heiterer Laune.

Ich bin für Niemand zu Hause — rief sie dem Bedienten zu, als er abgeräumt hatte und das Zimmer verliefs — wir rückten näher an einander und tiefes Stillschweigen umgab uns, als Amalie anhub: — Sie erinnern sich noch jener schrecklichen Epoche, wo das grausame Gesetz der Politik zur Aufrechthaltung des bestehenden Systems den Unschuldigen mit dem Schuldigen verdammte, Verbrechen ersann und vergröfserte, um sie zu stürzen und statt der Gerechtigkeit die zügelloseste Leidenschaft sein Opfer traf. So wenig ich vor dem 18. Fruktidor das Benehmen der Feinde des Direktoriums billigen konnte, so sehr mufste ich sein

Betragen fürchten und verabscheuen, als es den errungenen Sieg nur zur Befriedigung seiner Privatrache und zur Ausdehnung eines egoistischen Despotismus anwandte. Unter diesen Umständen und da ich nur provisorisch aus der Emigrantenliste ausgestrichen war, blieb mir fahrlosem Weibe nichts anders übrig als die Flucht, und Sie selbst riethen mir dazu, als Sie erfuhren, dafs alle diejenigen gestürzt waren, an denen ich mich, im Fall eines Angriffs von Seiten der untergeordneten Herrscher einer mächtigen Parthei, hätte halten können. Ich verliefs sie und Paris mit Empfehlungen für Deutschland versehen und folgte dem Strome der Unglücklichen, die mehr gezwungen wie ich, aus Frankreich sich entfernten, und in der Schweiz einen sichern Zufluchtsort zu finden hofften."

„Von meiner treuen Henriette und einem Bedienten begleitet, kam ich glücklich, aber aufserordentlich matt und ermüdet in Auxerre

an. Die schnelle Reise und noch mehr die schreckenvollen Bilder, die sich mir allenthalben aufdrangen und meinen Landsleuten neues Unglück in der Zukunft drohten, hatten so heftig auf mich gewirkt, daſs ich dort liegen bleiben muſste. Anstatt durch Ruhe die mangelnden Kräfte wieder herzustellen, wie ich mir damit geschmeichelt hatte, fühlte ich mich den andern Morgen nur noch abgespannter. Ich erwachte mit den heftigsten Kopfschmerzen, die Zunge klebte mir an dem Gaumen, alle Glieder waren wie zerschlagen, ein schleichendes Fieber durchbebte sie, ich spürte das Nahen einer schweren Krankheit. Unter diesen Umständen würde ich zuviel gewagt haben, wenn ich weiter gereiset wäre. Aber ich kannte Niemand in Auxerre, der überspannte Patriotismus der Einwohner dieser Stadt lieſs mich um so mehr für meine persönliche Sicherheit fürchten, da ich mich mit nichts legitimiren konnte, im Wirthshause

konnte und wollte ich nicht bleiben, meine Verlegenheit stieg mit jedem Augenblicke."

„Ich hatte noch keinen bestimmten Entschluſs gefaſst, als man mir Ihres Reisegefährten Schwester meldete. Wir hatten uns in Paris, wo sie erzogen worden ist, sehr genau gekannt, und wenn Sie sich noch einer pikanten Brünette erinnern, die Sie oft bei mir gesehen haben, so ist sie Ihnen auch nicht fremd. Ein Engel vom Himmel erschien sie mir in meiner höchst bedenklichen Lage, und goſs Trost und Linderung in mein tiefbetrübtes und von Schmerzen gefoltertes Herz. Sie wollte nicht zugeben, daſs ich in Auxerre blieb: „Der Ort „ist zu klein, sagte sie, und in vier und zwan-„zig Stunden würde Ihr Geheimniſs verrathen „seyn; so wie ich in halb so viel Zeit Ihre „Ankunft erfahren habe. Aber auf dem Lande „können Sie sich, ohne Furcht vor Entdeckung, „erholen, dorthin müssen Sie mir folgen, so „lange es Ihre Kräfte noch zulassen, und wenn

„die zärtlichste Besorgniſs einer ganzen Fami-„lie Ihnen nicht gleichgültig oder zuwider ist, „o so kommen Sie, ich beschwöre Sie, auf „mein Landhaus und gewähren Sie der schwe-„sterlichen Freundin die süſse Beruhigung, zu „Ihrer Erhaltung beigetragen zu haben.“ — Ich willigte ein und ehe es Mittag ward, kam sie mit ihrem Bruder, mich abzuholen; wir fuhren voran und er besorgte meine Geschäfte in der Auberge und folgte uns mit meinen Leuten einige Stunden später dahin nach.“

„Ein heftiges Fieber stellte sich noch den nehmlichen Abend ein; es hielt mich mehrere Tage ohne Bewuſstseyn im Bette, und meine Freundin und ihr Bruder waren nicht von meiner Seite gewichen, ohne daſs ich es gewahr worden wäre. Als ich meine Besinnung wieder erhielt, bemerkte ich erst ihre aufmerksame Sorgfalt und die zärtliche Theilnahme, wodurch sich Bruder und Schwester die gröſsten

Ansprüche auf meine Achtung und Dankbarkeit erwarben. Eins von Beiden war beständig in meinem Zimmer, ich durfte keinen Wunsch äufsern, denn sie besafsen das seltene Talent, ihnen zuvor zu kommen, ja sie raffinirten ordentlich darauf, mir keinen übrig zu lassen, und mich auf alle Art zu unterhalten und aufzuheitern. Ihren Bemühungen nur allein verdanke ich es, wenn ich früher genas, als der Arzt zu Anfang meiner Krankheit es erwartet hatte; ich war noch nicht vierzehen Tage auf dem Lande und konnte schon, wenn es das Wetter zuliefs, manche Stunde im Freien zubringen. Mit jedem Morgen fühlte ich mich gestärkter; ich spürte augenscheinlich die Rückkehr meiner verlornen Kräfte, meine Heiterkeit stellte sich wieder ein und mein Geist konnte frei um sich blicken und Bemerkungen machen, die ihm bis dahin entgangen waren."

„Ich komme jetzt an eine Epoche meiner Geschichte — fuhr Amalie nach einigem Nachdenken fort — wobei ich in Verlegenheit bin, wie ich sie Ihnen darstellen soll, ohne Ihres Freundes Bescheidenheit zu nahe zu treten und auch, ohne bei Ihnen für eines von jenen leichtsinnigen Weibern zu gelten, die jeder ihrer Verbindungen mit Männern das erhabenste Gefühl, dessen Menschen fähig sind, so gern zum Grunde legen. Aber ich will über Alles, was ihn angeht, leicht weggleiten, dies erfordert seine Gegenwart, und mein Betragen nur allein soll Ihrer Billigung oder Ahndung unterworfen seyn."

„Wenn Sie mich anders genau kennen zu lernen sich die Mühe genommen haben, so werden Sie wissen, daſs ich eine abgesagte Feindin von allen jenen weiblichen starken Geistern bin, denen die kalte Vernunft Alles ist und die sich etwas zu vergeben glauben würden, wenn

sie sich Gefühlen überliefsen, die freilich nur selten glücklich machen, aber doch immer eins der schönsten Geschenke bleiben, die uns die gütige Natur in den klopfenden Busen legte. So wenig ich geneigt bin, für Sprache des Herzens zu halten, was oft nichts anders als vorübergehende Aufwallungen des Bluts sind, so sehr hasse und fliehe ich alle jene erkünstelte Ruhe und Gleichmüthigkeit, womit sich entweder verschrobene, oder eingebildete oder wirklich kalte und gefühllose weibliche Wesen so viel wissen. Man kann den Gesetzen der Vernunft huldigen, streben nach einer gewissen Gleichmuth des Geistes, und sich stählen gegen unverschuldete Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens, aber bis zum Egoismus soll man es nicht bringen, nicht aufhören Mensch zu seyn und sein Herz den sanften Eindrücken nicht verschliefsen, die doch nur allein im Stande sind, uns für alle Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur Entschädi-

gung zu bieten. Der kalte Denker sage dawider, was er wolle — hier haftete ihr Blick auf meinem Reisegefährten — aber nichts übertrifft die Wollust, die gleichgeschaffene Wesen durch die innigste reinste Liebe vereint, den Göttern gleich macht, sie erhebt und im Vollgefühl derselben, sie allen Stürmen des Schicksals Trotz bieten läfst. Liebe ist das grofse Wort der Schöpfung, das Werde der Natur, Liebe die unzerstörbare Kette, die Alles zusammenhält, Liebe rauscht es in jedem Blatte, hundert Stimmen wiederholen es, und Tod und finsteres Grausen herrschen da, wohin ihr wohlthätiger Strahl nicht durchzudringen vermag. Wehe dem, in dessen Brust sie nie einen Tempel fand, ich habe keinen Glauben an seine Tugend, er ist der Menschheit untreu geworden!"

Mein Reisegefährte stürzte bei diesen Worten Amalien in die Arme; eine stumme Szene,

ausdrucksvoller als wenn Worte sie entstellt hätten, fand unter uns statt; unsere Seelen verstanden einander, das Glück der Liebe, tief und innig empfunden, durchbebte alle unsere Fibern und hoher Stolz glänzte auf unsern Gesichtern, ob der Gefühle deren wir uns fähig wufsten. Amalie unterbrach das Stillschweigen: „Was soll ich Sie lange bei der allmähligen Entstehung einer Leidenschaft aufhalten, die, ich bin es überzeugt, Sie billigen müfsen. Bis hieher hatte ich aus Grundsätzen, mehr als aus Neigung, jede Gelegenheit dazu vermieden, aber hier konnte ich ihr nicht ausweichen und ich unterliefs es um so lieber, da ich überzeugt war, dafs ich nie Ursache haben würde, es zu bereuen. Genug, ich liebte ihren Freund, liebte ihn so, wie ich zu lieben fähig bin, mit all der Anhänglichkeit und dem Feuer, das selbst die ungeheuersten Wünsche eines gefühlvollen edeln Mannes nicht unbefriedigt lassen würde. August ward mir

was der Mann meines Herzens seyn muſs, wenn ich nur in ihm und für ihn existiren soll, wir verlebten bis in die Mitte des Dezembers so glückliche Augenblicke, wie ich sie nie mehr wieder zu sehn erwartet hatte.“

„Aber unser Glück war, so wie alles in dieser sublunarischen Welt, nicht vollkommen und die Schuld davon lag in meinen politischen Verhältnissen. So lange ich das Zimmer hüten muſste, ahnte man kaum meine Gegenwart, aber als ich auszugehn anſieng, erregte ich um so mehr in der Gegend Aufmerksamkeit, weil man die Neugier derjenigen, die sich nach mir erkundigten, nie befriedigte und nie befriedigen konnte. Daſs irgend ein Geheimniſs dabei zum Grunde liegen müsse, sah jedermann ein und da gab es keinen Menschen in der ganzen Kommüne, ja ich möchte beinah sagen, im Departement, der seinen Witz

nicht auf die Folter gespannt hätte, um es zu errathen. Endlich brachte man, ich weiſs nicht mehr was für eine Fabel heraus und legte mir eine Wichtigkeit bei, wie ich sie mir kaum würde haben träumen lassen. Dies hatte die unangenehme Folge für mich, daſs ich strenge beobachtet wurde und endlich erfuhren wir sogar, daſs man in Paris angefragt hatte, ob man es nicht für gut befände, mich zu arretiren. Dazu konnte und durfte ich es nicht kommen lassen und da ich Niemand meine wahren Verhältnisse zu entdecken wagte und man mir auch nicht würde geglaubt haben, so würde in der Familie beschlossen, mich nach Basel auf so lange zu bringen, bis ich definitif aus der Liste der Emigranten ausgestrichen seyn würde."

„So sehr sich mein Herz dawider sträubte, so konnte ich doch nicht umhin, diesem Beschlusse beizupflichten. Ich reiste, von August beglei-

tet, in der Stille der Nacht ab und seiner Sorgfalt verdanke ich es, wenn er mich glücklich und ohne auf der Grenze angehalten zu werden, in die Schweitz führte. Da ich den Winter dort zuzubringen erwartete, so miethete ich mich in einem Privathause ein und erst, als meine kleine Wirthschaft ganz eingerichtet war, verliefs mich August, um in Paris meine Geschäfte selbst zu betreiben. Sie erinnern sich noch — indem sie sich an meinen Reisegefährten wandte — wie ahnungsvoll mein Busen schlug, als der Moment unserer Trennung herannahte. Nie werde ich diesen Augenblick vergessen, er ist mit unaustilgbaren Farben in meine Seele gezeichnet und nie, nie lasse mich das Schicksal empfinden, was ich fühlte, als ihr Wagen vor meinen Blicken vorüberrollte.

Sie werden es nie mehr empfinden — erwiderte er, indem er ihre Hand an

sein Herz drückte — denn von nun an, dies schwöre ich, soll der Tod uns nur allein trennen."

Zwölfter Brief.

Venedig den 21. Juni.

Mein erster Versuch über die Merkwürdigkeiten Venedigs sey dem St. Markusplatze geweiht. Sie kennen ihn, Freund, als den Mittelpunkt der Stadt, als diejenige Seltenheit, die, so wie in Paris das Palais royal, alle neu ankommende Fremden zu sehen eilen und die man im Auslande vorzüglich nennt, wenn man auch kaum die entfernteste Idee damit zu verbinden im Stande ist.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daſs ich von unserm Albergo durch mehrere enge und krumme Straſsen bis auf den Markusplatz zu Fuſs gelangen kann. Wenn Sie mich auf dem nämlichen Wege dahin begleiten wollen, so

soll es mir ein Vergnügen seyn, Ihnen denselben zu zeigen, wie er sich darstellt, wenn er von der Sonne beschienen, blos durch seine Eigenthümlichkeiten, Bewunderung und Aufmerksamkeit erregt. — Die Straſsen, welche dahin führen, sind alle mit Marmor oder einem gewissen weiſsen Steine, den man aus Istrien zieht, gepflastert und so glatt und schlüpfrig, daſs man, bei der geringsten Unachtsamkeit, zu fallen alle Augenblicke in Gefahr steht. Die Häuser an denselben sind von dem nämlichen Steine, mehrentheils vier, auch fünf Stockwerke hoch, aber wegen der geringen Breite der Straſsen, unansehnlich und ängstlich. Sie sind bei Tage gewöhnlich leer an Menschen, obgleich die Sonnenstrahlen, deren Wirkung hier ausserordentlich heftig ist, sie nicht ganz ausfüllen können. Dieses kommt daher, weil sie, wegen der Nähe der Theater, von dem dazu gehörigen Personale bewohnt sind und diese Menschen verschlafen die grö-

ſsere Hälfte des Tages eben so, wie einige Vornehmen, die in dieser Gegend ihre Häuser haben. Aber bald ändert sich die Szene und Sie werden schon in einiger Entfernung ein dumpfes Gemurmel gewahr. Dieses rührt von einem kleinen Platze her, auf welchem die Landleute ihre Früchte und Gemüse feil bieten. In den Morgenstunden ist das Gedränge hier beinahe eben so groſs, wie im Hafen, denn hier verkauft man, neben den erwähnten Sachen, auch noch Milch, Butter, Käse, Fleisch und Fische.

Durch das Gewühle, welches hier alle Morgen Statt findet, müssen wir uns durchdrängen, wenn wir auf den Markusplatz gelangen wollen. Wir haben nur noch wenig Schritte vorwärts und dann einige links zu gehen, und wir können ihn schon zwischen der Kolonnade durch vor uns ausgebreitet liegen sehen. — Da ist er nach seiner ganzen Ausdehnung, im Hintergrunde begrenzt ihn die

gothische Façade der Markuskirche, zu beiden Seiten schliefst ihn ein Säulengang ein, er ist leer von Menschen, denn von den weifsen Steinen, mit welchen er gepflastert ist, prallen die Sonnenstrahlen so heftig ab, dafs man es auf der Mitte desselben nicht aushalten kann. Wir wagen uns nicht dahin, aber hier aus diesem Winkel, von welchem wir ihn ganz übersehen können, lassen sie uns die Gebäude beobachten, die ihn gegen Süden und Norden in paralleler Linie begrenzen. Die Reihe Häuser, welche Sie rechts erblicken, machen einen Flügel der neuen Procuratien und die links, der alten Procuratien aus. Sie sind alle von gleicher Höhe, unter einem Dache und auf Säulen gestützt. Dafs ihre Erbauung zu verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Meister Statt gefunden haben müsse, erkennen Sie an dem grofsen Abstande in Anlagen und Verzierungen, welcher zwischen beiden herrscht. Sie haben nur die Höhe und

Gröſse gemeinschaftlich, aber weit angenehmer ins Auge fallen die durch Sansovino mit korinthischen Säulen gezierten neuen Procuratien.

Wir wenden uns links gegen die alten Procuratien. Eine kleine, unansehnliche Kirche unterbricht hier den Säulengang und wir sind gezwungen, bei ihr vorüber, queer über den Platz zu gehen. Sie ist dem h. Geminiano geweiht, ein Gebäude, das als Seitenstück zur Markuskirche, der es gegenüber liegt, und in Verbindung mit den Procuratien, die Harmonie des Ganzen ausserordentlich stöhrt und einen widrigen Eindruck macht. Um dem Markusplatze mehr Regelmäſsigkeit zu geben, hat man in ältern Zeiten einen Theil davon niedergerissen und um dieses Verbrechen, an dem h. Geminiano begangen, wieder gut zu machen, begab sich der Doge alle Jahre einmal in dem gröſsten Pompe dahin und ertheilte dem Pfarrer die Versicherung, daſs er ihm dafür

eine neue prächtigere Kirche aufbauen lassen wolle. Da das Ganze nie etwas mehr als eine leere Zeremonie war, so ward das nämliche Versprechen alle Jahre wiederholt und der h. Geminiano mufste sich immerfort mit seinem halb niedergerissenen Tempel begnügen. Wären die Franzosen länger in Venedig geblieben, dann gerieth er in Gefahr, eben so wie der Doge aus seinem Palaste, ganz daraus vertrieben zu werden. Dieser Plan soll wenigstens in Anregung gebracht worden seyn und wenn es ihr Republikanismus oder — zur Ehre der Nation sey es gesagt — nur Buonapartes republikanische Grundsätze zuliefsen, einen Freistaat dem Scepter eines Monarchen zu unterwerfen, so sehe ich nicht ab, warum sie ihre Religion hätte abhalten sollen, einen Heiligen zu stürzen, der, wie alle seines Geschlechts und Standes, erklärter Feind von Frankreich war.

Sie sehen unter den alten Procuratien einen schnurgeraden Säulengang, wie Sie ihn im Palais royal bemerkt haben. Wir wollen ihn ganz langsam hinunter gehn, bis an die Uhre, welche dem kleinen Markusplatze (piazetta) und dem Hafen gegen über liegt. Hier, sehen Sie, fehlt es nicht an Menschen, Geschäfte trieben sie schon so früh unter die Lauben, wenige lockten Faulheit und Langeweile hieher. Sie können sie leicht von einander unterscheiden, die einen eilen nur durch, auf Stühle gegossen schlürfen die andern entweder eine Tasse Kaffee hinunter oder lesen die *Zeitungen*. Dies sind die beiden Lieblingsvergnügungen der Venetianer; sie trinken zu jeder Stunde des Tages ihren Kaffee und es giebt Personen hier, die zwanzig und mehr Tassen davon genieſsen. Jetzt, bitte ich Sie, betrachten Sie die offenen Gewölbe und Gemächer, bei denen wir zur linken Hand vorbei gehen müssen. Ausser einigen Waarenlagern,

in welchen seidene Zeuge, Putz und Moden und allenfalls Uhren und Silberzeug mit geringer Simmetrie zum Verkauf feil geboten werden, was erblicken Sie vorzüglich? — Nichts als Peruckenmacherbuden und Bottegen oder Casinos. In erstern, sehn sie, macht jeder, der Lust dazu hat, ganz ungenirt vor aller Vorübergehenden Augen, seine Toilette, rasirt, frisirt sich und läſst sich ankleiden. Diese Bequemlichkeiten habe ich nur in Frankreich und Italien beisammen angetroffen. — Auch hier fehlt es nicht an Perücken von allen Farben und Gröſsen und es scheint, die schönen Venetianerinnen geben in dieser Art Luxus den Pariserinnen nichts nach.

Noch sind die Bottegen und Casinos leer, denn jetzt schläft die vornehme Welt, die sich hier des Abends und Nachts versammelt. Dies verschafft Ihnen aber den Vortheil, sich mit ihrem Innern genau bekannt zu machen. Der Eingang zu denselben, vor und in wel-



chem man sich aufhält, wenn man die Vorübergehenden beobachten will, ist zierlich bemahlt, geräumig und mit grofsen Wandspiegeln behangen. Ein bequemes Kanapee, mehrere kleine Tische und Stühle, sind die einzigen Meubeln, die Sie in ihnen entdecken. Hier läfst man sich auch nur nieder, wenn man im Vorübergehen irgend eine Erfrischung zu sich nehmen oder die Zeitungen lesen will. Kommt man in Gesellschaft dahin und will man speisen oder sich sonst aufhalten, dann geht man in die hintern Zimmer, wo gewöhnlich das Billard ist und wo man, nach Belieben, allein oder mit den übrigen Gästen vermischt, sich unterhalten kann. Sie finden in den meisten Casino's zu jeder Stunde, eine fertige Mahlzeit und an Erfrischungen und Getränken alles was Italien und ich möchte beinah sagen, alle vier Welttheile, stimulirendes und erquikkendes haben. Mit Zuckerwerk, Liqueuren, feinen Weinen und Gefrornen sind sie beson-

ders gut versehn und was ich noch nirgends gefunden, Sie erhalten hier Diavolini von aller möglichen Form, Gröfse und Stärke. Diefs ist aber auch der einzige Genufs, welchen Ihnen die Bottegen und Casino's gewähren, Sie müfsten denn in angenehmer Gesellschaft dahin kommen. Die gewöhnliche Unterhaltung in denselben ist ausserordentlich langweilig; die Italiener sitzen meistentheils stumm und sprachlos da, es herrscht ein Mistrauen unter ihnen, das jede Mittheilung hemmt, sie scheinen noch immer die Inquisition zu fürchten und da sie jetzt weniger Ursache zufrieden zu seyn, als je haben, so glauben Sie und zwar nicht mit Unrecht, sich auch mehr vor ihr in Acht nehmen zu müssen. — Einige Casino's sind nur für eine gewisse bestimmte Gesellschaft offen: dies wissen die Einheimischen und gehen nicht hin; trifft es sich aber, dafs ein Fremder hineinkömmt, so wird er nicht gerade zu ersucht, sich zu entfernen,

sondern man schlägt ihm die verlangten Erfrischungen ab, oder wenn man sie ihm reicht, so nimmt man kein Geld dafür an, eine feine Art, jeden der nur irgend etwas Delikatesse besitzt, von dem Wiederkommen abzuhalten.

Wir sind am Ende der Gallerie, und dürfen nur über eine schmale Strafse weggehn, um an die Mauer der Markuskirche zu gelangen. Was Sie auf dieser Seite gesehen und beobachtet haben, finden Sie auf der entgegen gesetzten wiederholt wieder. Der einzige Unterschied möchte in der gröfsern Eleganz bestehen, durch welche sich die Gewölbe, Bottegen und Casinos unter den neuen Procuratien auszeichnen, aber weit besuchter sind diejenigen, die ich Ihnen so eben gezeigt habe. Betrachten Sie nun noch die gothische Façade der Markuskirche, welche den Platz von Osten begrenzt, und den dazu gehörigen Glockenthurm, der, wie es in Italien häufig üblich ist, allezeit in einiger Entfernung von der Kirche steht,

und Sie werden eine so ziemlich richtige Vorstellung von dem Markusplatze haben, von einem Platze, welcher der Mittelpunkt der Vergnügungen der Venetianer ist, ihre einzige Promenade, und wo Fremde und Einheimische sich beinah alle Tage einfinden, um entweder Geschäfte abzumachen oder Bekannte aufzusuchen. Hier lernt man auch das berühmte Venetianische Karneval kennen, denn auf ihm treiben die Masken vorzüglich ihr Wesen; hier vereinigen sich die Nachrichten aus allen Gegenden der Welt und hier kann man erfahren, was in allen Staaten Ausserordentliches und Merkwürdiges vorfällt. Sie hören selbst, daſs hier eben so, wie im Palais Royal, die Zeitungen, Regierungsschriften und Bekanntmachungen ausgerufen werden, denn so lange wir hier sind, haben die Buben noch nicht aufgehört, uns mit ihrem: *Proclama della Sua Excellenza il Signor Conte di* u. s. w. die Ohren vollzuschreien und nicht genug ihre Blät-

ter zu verkaufen, so werden Sie auch gewahr, dafs beinah alle Pfeiler damit überklebt sind.

Ich führe Sie nun bei der Markuskirche vorüber auf die Piazetta. Diese ist gegen Osten von der Fronte des herzoglichen Palastes und gegen Westen von einem schönen, modernen Gebäude eingeschlossen, in welchem die Münze und die Bibliothek befindlich sind, gegen Süden erblicken Sie einen Theil des Hafens, mit gröfsern und kleinern Fahrzeugen und einer Menge schmutziger und von der Sonne verbrannter Matrosen und Fischer bedeckt. Hieher kommt Niemand des Vergnügens wegen, theils weil die Hitze sehr grofs ist, theils auch weil gewöhnlich ein sehr übler Geruch in der Nähe des Hafens statt findet. Sie werden dieses selbst empfinden, wenn wir nur noch einige Schritte weiter gegangen seyn werden; verfaulte Fische, die am Ufer liegen, geschmolzener Theer und die Zubereitung der Speisen für die Matrosen auf dem festen Lande

verbreiten oft über die ganze Piazzetta einen Gestank, daſs man es kaum einige Minuten daselbst aushalten kann. Indessen daran wollen wir uns nicht kehren und bis an den Hafen gehen. Die Schiffe, welche Sie hier sehen, sind meistentheils Triester, oder griechische und dalmatische Fahrzeuge; sie sind von mittlerer Gröſse, plumb gebaut und weit entfernt von der Reinlichkeit, welche die holländischen und englischen auszeichnen. Aber betrachten Sie auch nur einen Augenblick die Menschen, welche sie befahren und Sie werden sich darüber ganz und gar nicht verwundern. Selbst im höchsten Grade schmutzig und unrein, mit Theer und Thran besudelt, von der Sonne verbrannt und in die gröbste Leinwand gehüllt, erkennt man in ihnen den Barbaren, der vom Menschen nur die Figur und keine von den Eigenschaften besitzt, die ihn über das Thier erheben.



Der Hafen erstreckt sich von Westen gegen Osten längs dem Gestade hin; jenseits des Kanals, in welchem die Schiffe vor Anker liegen, erblicken Sie die beiden Inseln la Giucca und S. Giorgio, die, Vorstädte von Venedig, seine äufserste Ausdehnung gegen das adriatische Meer hin ausmachen. Wir kehren nun wieder zurück auf den grofsen Platz; aber mehrere Stimmen flehen um ein Almosen, ohne dafs wir gewahr werden, woher sie kommen. Hier an der äufsersten südlichen Spitze des herzoglichen Palastes sind die Gefängnisse, aus ihnen erscholl zu uns herüber das Winseln der Unglücklichen, die in Gemächern, welche der Erde gleich, oder tief unter derselben sind, aufbewahret werden. Ich werde sie Ihnen noch schildern, Venedigs Gefängnisse und Aufbewahrungsorte, und Sie werden vor Entsetzen zurückschaudern vor dem schenslichen Bilde, das ich Ihnen darüber aufzustellen gezwungen seyn werde. — Betrachten Sie hier noch

diese beiden Granitsäulen, die in der Nähe des Hafens stehen, sie sind griechischen Ursprungs, aber nicht von griechischer Schönheit. Indessen nehmen sie sich auf dem Platze, welchen man ihnen angewiesen hat, recht gut aus; die eine trägt den Löwen des h. Markus, die andere eine Statue; zwischen ihnen geschehen gewöhnlich die öffentlichen Hinrichtungen. Weiterhin auf dem nehmlichen Platze, neben dem Eingange in den herzoglichen Palast, stehen noch zwei andere Säulen von Marmor, die aber nur deswegen bemerkt zu werden verdienen, weil man bei ihnen die gegen Nobili zuerkannte Todesstrafe zu vollziehen pflegte.

Der Markusplatz und derjenige Theil der Stadt, welcher sich gegen Osten an ihn anschliefst, sind der einzige Bezirk von Venedig, auf welchem man allenthalben zu Fufs hinkommen und sich sogar müde gehen kann. Wenn er auch hin und wieder von Kanälen durchschnitten ist, so sind Brücken über dieselbe,

welche die Kommunikation unendlich erleichtern. Da Venedig aus 150 Inseln besteht, so können Sie sich leicht denken, daſs ihre Anzahl mehr als um die Hälfte gröſser seyn müsse. Und in der That, man stöſst in der Nähe des Markusplatzes beinahe alle Augenblicke auf eine Brücke. Sie sind alle von dem glatten weiſsen istrischen Steine, dessen ich schon erwähnt habe, und ohne Geländer, eine Bauart, die in jeder andern Stadt, wo man Wagen hat, und wo Betrunkene nichts ungewöhnliches sind, den gröſsten Nachtheil haben würden.

Während wir an dem Hafen waren, hat die Menge auf dem Markusplatze zugenommen. Zwei verschiedene Haufen vom niedrigsten Pöbel, die sich längs der Fronte des herzoglichen Palastes versammelt haben, verdienen näher betrachtet zu werden. Der eine umgiebt den viereckigten Kasten eines Gauklers und bewundert und belacht die groben Späſse beweglicher Puppen, eines Polichinelle und Pantalone. Im

Kasten steckt der Direkteur dieses unterhaltenden Schauspiels, seine Helden ragen bis an die Hälfte des Körpers über die Vorderseite desselben hervor, sie sind mit Prügeln oder Keulen bewaffnet und begleiten den Dialog mit kräftigen Schlägen auf Kopf und Arme. Polichinelle ist gewöhnlich Sieger in diesem Streite, und dem armen Pantalone werden nicht nur die gröfsten Sottisen gesagt, sondern er mufs sich auch jedesmal mit einer tüchtigen Tracht Schläge in das Innere des Kastens zurückziehen. Jemehr er geschlagen wird, je mehr der Direkteur seine grellen Bewegungen durch plumpen Witz und obscoene Späfse würzt und dazwischen auf eine höchst widerliche Art pfeift, jemehr erndtet er bei dem versammelten Publikum Beifall und Soldi ein, und kein Matrose, kein Höcker- oder Fischweib verläfst es, ohne von Herzen gelacht und sich recht gut unterhalten zu haben. Dieses Schauspiel pflegt die gewöhnliche Abendbelustigung der niedrigsten

Hafenbewohner zu seyn; es geht an, wenn die Sonne die piazzetta verlassen hat und kühle Seewinde sie bestreichen.

Ungefähr funfzig Schritte davon bietet sich Ihnen ein anderes Schauspiel dar, nicht so unterhaltend für den Pöbel, wie das vorhergehende, aber amüsant für uns und merkwürdig wegen des Kontrastes, welchen es mit ihm bildet. Gleichfalls in einem viereckigten erhöhten Kasten, der hier einer Tribüne gleicht, erblicken Sie einen feisten Mönch, der alle Augenblicke sich den Schweiſs von Stirn und Gesicht wischt. Dies ist eine andere Art Polichinelle, nur mit dem Unterschiede, daſs er keinen bunten Rock anhat und anstatt den Pöbel zu lachen zu machen, ihm wohl gar manchmal Thränen entlockt. Sie verstehen kein Wort von seiner Rede, denn seine Sprache ist dem Patois des venetianischen Volkes angemessen, und dieses versteht nicht einmal ein Italiener. Aber bemerken Sie nur, wie er

sich gebehrdet, wie er um sich schlägt, wie er schwitzt und eifert, und wenn Sie darinn nicht das heilige Feuer der Religion und den heiſsen Wunsch, die Menschen damit zu erfüllen und der Tugend zuzuführen, handgreiflich erkennen; so entweihen sie durch ihre profane Gegenwart nicht einen Zirkel; dessen glühende Andacht selbst durch das nahe Pfeifen des schlauen Harlekino nicht gestört werden kann. — Doch sollte ich mich geirrt haben? — ein Theil der Zuhörer verläſst den Mönch und eilt zu dem Gaukler. Aber dafür kommen von diesem wieder Viele zu jenem; es scheint; sie haben nur die Absicht, das Schauspiel zu wechseln, und da der Zwischenraum, welcher sie trennt, sehr unbedeutend ist, so sehe ich auch nicht ab, was sie abhalten sollte, an Beiden Theil zu nehmen. Im Grunde finden sie dort wieder, was sie hier verlassen haben — Unterhaltung, und diese gewähren ihnen zwei Gaukler, so wie sie der Pöbel fordert. — Aber welchen



von Beiden würden Sie vorziehen, wenn Sie wählen müfsten? — Sie wenden sich nach dem Polichinelle, und — ich bin ganz Ihrer Meinung; doch besser thun wir, wenn wir Beide ihre Rollen ungestört fortspielen lassen, und durch die neuen Prokuratien unsrer Wohnung zueilen. — Nächstens schildere ich Ihnen den Markusplatz, wie er sich ausnimmt, wenn Venedigs Grofsen und Edeln ihn anfüllen.

Dreizehnter Brief.

Venedig den 22. Juni.

Die Markuskirche ist die vornehmste und berühmteste Kirche in Venedig, aber nicht die erste dem Range nach. Diesen behauptet die Kathedralkirche, welche mehr gegen Osten liegt und von der ich zu seiner Zeit auch ein paar Worte mit einfliefsen lassen werde. Jetzt soll er mich allein beschäftigen, dieser Tempel, der im neunten Jahrhunderte schon angefangen wurde und anfänglich die Schlofskapelle des Dogen war, mit dessen Palaste er zusammenhängt. Sie kennen aus meinem vorhergehenden schon seine Lage, der Haupteingang desselben stöfst auf den Markusplatz, den er von Osten begränzt. Da die Markuskirche zu einer Zeit angefangen und gebaut wurde, wo die

Künste in Italien ihren Sitz noch nicht aufgeschlagen hatten und nur Meister aus dem Zeitalter des Verfalls derselben in Griechenland und Rom bekannt waren, so konnte es nicht fehlen, daſs sie dem schlechten Geschmacke und dem Mangel an richtigen Verhältnissen entsprach, die wir an allen Werken erkennen, welche davon übrig geblieben sind. Die Hauptfaçade, die einzige, welche frei steht und bequem bemerkt werden kann, ist so gothisch und altväterisch, wie man sie nur in des H. römischen Reichs Städten suchen würde und nicht hier, wo die Künste einst sich so wohlgefielen und so manches herrliche Andenken von ihrem Aufenthalte zurück lieſsen. Ganz im Style der gothischen Baukunst ist sie mit so vielem Geschnörkel überhäuft, daſs man vor der Menge Theile, aus welchen sie besteht, kaum das Ganze übersehen kann, und läſst man sich dadurch nicht irre machen, so entdeckt man überall nichts, als lauter spitze Winkel und Ecken, und keine

von den Schlangenlinien, durch welche die Schönheit unsern Sinnen anschaulich wird. So bemerken Sie an der Façade vorzüglich fünf grofse Bögen, die von zwei Ordnungen kleiner Säulen, deren Anzahl sich auf zweihundert und zwei und neunzig belaufen soll, gestützt werden. Diese Säulen sind theils von Porphyr, theils von Marmor. Ueber den Bögen läuft eine Gallerie um drei Seiten der Kirche, deren Ballustrade ebenfalls auf marmornen Säulen ruht; über ihr sind wieder noch andere fünf Bögen, die auf Säulen von Porphyr gestützt und mit allerhand Bildhauer- und Mosaikarbeit geziert sind. Auf der Mitte eines jeden Bogens steht eine gröfsere Statüe und zu beiden Seiten derselben kleinere; den mittelsten Bogen, welcher der höchste von allen ist, deckt die Statüe des h. Markus. In der Mitte der Gallerie, über dem Haupteingange, zeigte uns der Bediente, welcher die Fremden in der Markuskirche herumzuführen pflegt, den Ort, wo die

vier bronzenen Pferde ehemals gestanden hatten. Ich fragte ihn zum Spaſs, wo sie hingekommen wären, und er antwortete mir ganz wehmüthig: *Li Francesi hanno portato via*, und wandte sich von uns weg, wie es mir schien, um eine Thräne abzuwischen.

Wenn es Ihnen möglich ist, diese verschiedenen Theile der Façade in ein Ganzes zu ordnen; so werden Sie sich ungefähr eine Vorstellung von der Hauptseite der Markuskirche und dem Geschmack machen können, in welchem sie erbauet ist. Nur muſs ich Sie ersuchen, sich noch eine ganze Menge Schnitzwerk und Geschnörkel hinzuzudenken, denn dieses fällt beim ersten Anblicke weit mehr auf, als ihre Bögen, Säulen und Statüen. Das Innere entspricht vollkommen dem Aeuſsern; es ist eben so gothisch und geschmacklos wie dieses, aber wegen der auſserordentlichen Menge von Kostbarkeiten, Reichthümern und später hinzugefügten Kunstsachen übersieht man es leicht, um sich

nur daran zu halten. Diese sind es auch vorzüglich, welche der Markuskirche eine so große Celebrität erworben haben, die ich aber doch hier, mit Ihrer gütigen Erlaubniſs, nur sehr summarisch anzuführen gedenke.

Sie bemerken sogleich am Eingange die beiden Thürflügel von Bronze mit erhabener Arbeit. Sie sind eine Trophäe, welche die Venetianer nach der Einnahme von Konstantinopel, nebst den vier bronzenen Pferden, hierher gebracht haben. Obgleich die Arbeit an selbigen in Rücksicht auf Kunst, nicht auſserordentlich ist, so stehen sie doch hier und zwar mit Recht, in sehr groſsem Ansehen. Sie zierten in Konstantinopel die Sophienkirche, nach deren Modell überhaupt die Markuskirche gebaut seyn soll. — Der Fuſsboden derselben ist mit Marmor gepflastert und seine Farben sind so geordnet, daſs sie verschiedene Figuren und Hieroglyphen vorstellen. Er ist sehr uneben und man muſs sich sehr in Acht neh-

men, um nicht zu fallen. Der Grund, auf welchem die Kirche erbaut ist, hat nachgegeben und Höhen und Tiefen im Innern gebildet, aus welchen man sehr bedenkliche Folgerungen für die Dauer des ganzen Gebäudes ziehen kann. — Die Sitze für Männer und Frauen sind so abgetheilt, daſs die erstern in dem untern Theil sich befinden, und die letztern die über ihnen angebrachten Tribünen einnehmen; eine Absonderung, die jedoch nicht allzugenau mehr beobachtet wird. — Es sind zwei Kanzeln in dieser Kirche, von welchen die eine zu dem gewöhnlichen Gebrauch bestimmt ist, die andere aber dazu diente, von derselben dem Volke den jedesmaligen neugewählten Dogen zu zeigen. Sie sind Beide von schönen marmornen Säulen gestützt, die sich sehr gut ausnehmen. — Die Wände sind alle von Mosaikarbeit auf goldenem Grunde, der für das Ganze eine sehr nachtheilige Wirkung hervorbringt. In einiger Entfernung sieht man nichts

als die Goldfarben und die Figuren gehen verloren. Zwar sind diese nicht sonderlich empfehlend in Rücksicht auf Zeichnung, Ausdruck und Feinheit, aber ich bin überzeugt, sie würden einen weit gröfsern Effekt machen, wenn sie mehr Schatten hätten. Diese Mahlerei schreibt sich aus den Zeiten her, wo man ihre Werke mehr nach dem Gewicht, als nach ihrem innern Gehalte beurtheilte, sie hat grofse Summen gekostet, aber das Gute gehabt, dafs sie in den Venetianern die erste Idee zur Wiederaufnahme der Künste geweckt hat.

Das Allerheiligste, in welchem sich der grofse Altar befindet, ist derjenige Theil der Kirche, wo die Prachtliebe der Venetianer die kostbarsten Steine und Kunstwerke verschwendet hat. Unter einem Baldachin von Serpentinstein und auf vier Säulen von weifsem Marmor gestützt, erblicken Sie den hohen Altar, umgeben von einer ganzen Menge Figuren aus dem neuen und alten Testamente. Die Verzie-

rungen über denselben bestanden ehemals aus gediegenem Golde, wovon jetzt nur noch die Basreliefs zu sehen sind, denn Alles, was hier von Werth war, ist während der Revolution bei Seite geschafft worden. — Hinter dem grofsen Altare ist noch ein kleinerer, an welchem zwei durchsichtige Säulen von Alabaster das Merkwürdigste sind. Man kann sich davon überzeugen, wenn man ein Licht dahinter hält und es wundert mich wirklich, dafs die Franzosen diese Seltenheit zu entführen unterlassen haben. — Die Markuskirche ist sehr reich an Reliquien, sie enthält den Körper des h. Markus, das von ihm selbst geschriebene Evangelium, ein Stück vom Arm des h. Lukas und andere kostbare Sachen mehr. Davon haben wir jedoch nichts gesehen, so wie man uns auch ihre Schätze zu zeigen sich geweigert hat. Ich vermuthe, dafs hieran unsere Sprache Schuld war, wenn man anders nicht auch, während der Revolution, Mittel gefunden hat, die kost-

barsten Sachen daraus in Sicherheit zu bringen. Auch die Habsucht der französischen Generale kann sich Manches zugeeignet haben, was man hier sonst vorzeigte, ob ich mich gleich nicht erinnere, irgend etwas davon gehört zu haben. Die Venetianer waren in dem Stück glücklicher, wie viele andere Städte Italiens, der General Serrurier war ihr Kommandant, und dieser ehrwürdige Greis war nur bemüht, Glück und Seegen allenthalben zu verbreiten, wohin sich seine Macht erstreckte. So verschrieen er von den jakobinischen Patrioten ist, so kann man ihm doch, aufser den Generalen Beaumont und Meyer, keinen an die Seite setzen, der, bei eben so viel Gelegenheit, sich zu bereichern, uneigennütziger gehandelt hätte.

Ich führe Sie aus der Markuskirche in den Palast der ehemaligen Dogen von Venedig, der mit jener zusammenhängt und längs der piazzetta hinläuft. Es ist ebenfalls ein gothisches Gebäude, aber weniger schwerfällig, von sehr



grofsem Umfange und mit acht Eingängen versehen. Wir steigen die sogenanute Riesentreppe hinan, zu deren beiden Seiten mehrere Statüen von Marmor stehen, die aber nur einen sehr lokalen Werth haben. In dem Korridor oberhalb derselben befanden sich ehemals die berüchtigten Löwen, in deren Rachen man die heimlichen Angaben warf. Diese sind in der Revolution zerstört und mit der Regierung, welche sie aufgestellt hatte, vernichtet worden. Aber die Oeffnungen an der Mauer, wo sie gestanden, existiren noch; diese Spur, scheint es, hat man nicht verwischen wollen, wahrscheinlich weil man die Sache selbst beibehalten, und sie nur in andere Formen eingekleidet und ihr andere Namen beigelegt hat. — Aus diesem Korridor gelangt man in die innern Zimmer des Palastes; ihre Anzahl ist sehr grofs, einige davon enthalten noch seltene Werke der Kunst aus der Venetianischen Schule, andere sind durch die ehemalige Verfassung merkwür-

dig, viele ganz unbedeutend. Die innere Einrichtung derselben hat nur geringe Veränderungen erlitten, die meisten könnten heute noch wieder den venetianischen Senat aufnehmen; nur diejenigen, in welchen sich nun östreichische Dikasterien versammeln, sind, den eingetretenen Bedürfnissen gemäfs, umgeschaffen worden.

Obgleich zwanzig der schönsten Gemählde von verschiedenen Meistern haben nach Paris wandern müssen, so befindet sich in dem Palast doch noch eine so grofse Menge, dafs ich Bogen damit anfüllen könnte, wenn ich sie hier alle nennen und ihren Werth auch nur oberflächlich bestimmen wollte. Die Anzahl aus der Venetianischen Schule ist besonders grofs und man findet hier Werke von Titian, Paul Veronese, Bassano, Tintoret und Palma, in so seltener Menge und von solcher Ausdehnung, wie sie in keiner Gallerie angetroffen werden. Die meisten von ihnen

haben jedoch nur einen mehr oder mindern relativen Werth; die Süjets zu denselben sind fast alle aus der venetianischen Geschichte genommen oder haben Bezug auf dieselbe, und jetzt nach der Vernichtung dieses alten und berühmten Freistaats dienen sie als Monumente seiner ehemaligen Gröſse, als ewiger Vorwurf für den, der ihn einer übelverstandenen Politik aufopferte, und als Nahrung eines Feuers, das um so heftiger wirken muſs, jemehr man sich, es zu unterdrücken, Mühe giebt.

Ohne mich an eine gewissenhafte Ordnung zu halten, will ich Ihnen nun einige der vorzüglichsten davon angeben. Sogleich im Vorsaale, den man betritt, wenn man den Korridor verlassen hat, befindet sich am Plafond ein Gemählde von Tintoret, in welchem er die Gerechtigkeit abgebildet hat, die einem Dogen das Schwerdt reicht. Die Idee davon ist schon an und für sich sehr gut gedacht und zweckmäſsig, und die Ausführung entspricht dersel-

ben vollkommen. Also schon beim Eintritt in den herzoglichen Palast erhält jeder neu gewählte Doge dadurch eine Lehre, die alle seine Schritte leiten soll und ihm sagt, daſs er nur Gerechtigkeit üben und auf Gerechtigkeit gestützt, seiner Pflicht eine Genüge leisten könne. Dieses Symbol sollte man auch jedem neuen Regenten vorhalten, es würde der Sache weit angemessener seyn, als alle veralteten Krönungs- und Huldigungsfeierlichkeiten. In dem nehmlichen Saale sind noch einige andere Gemählde von Paul Veronese und Bassano, die ich hier übergehe. Aus demselben gelangt man in den Saal der vier Thüren, in welchem neben dem Einzuge Heinrichs IV. in Venedig von Vicentino, wieder ein Plafond von Tintoret und Alles, was von diesem Meister darin befindlich ist, durch eine sehr lebhafte Farbenmischung, richtigen und erhabenen Ausdruck und ein seltenes Feuer der Einbildungskraft die Aufmerksamkeit von allen

übrigen abziehet. Die Stadt Venedig ist in allen das Hauptsüjet; bald führt sie Jupiter auf das adriatische Meer, bald giebt ihr Juno den Pfauen zur Zierde, bald zerschmettert sie zu ihren Füssen die Laster; in allen erscheint sie reizend und majestätisch, so wie sich der Künstler die Stadt denken mufste, auf die er stolz seyn konnte, aber nicht immer ist sie frei von Fehlern in der Zeichnung, und das Ganze nicht allezeit stark genug in der Ausführung der Theile.

Von den noch hier befindlichen Sachen von Paul Veronese sind, nach meinem Gutdünken, die besten in dem Saale *il Collegio*. Hier versammelten sich ehemals die drei und zwanzig Senatoren, denen die auswärtigen Geschäfte der Republik übertragen waren. Ueber dem Orte, wo sonst eine Art Thron stand, ist ein gut gedachtes und noch besser ausgeführtes Gemählde von diesem Meister. Christus steht zwischen dem Glauben und der Gerechtigkeit, vor ihm kniet der Doge Sebastian Venie-

ro, welcher im Kriege gegen die Türken glücklich gewesen ist. Die Figur der Gerechtigkeit ist besonders schön und der Charakter, welchen ihr der Künstler zu geben gewufst hat, ganz der erhabenen Vorstellung gemäfs, welche die himmlische Astraea zur sublimsten Gottheit und der wohlthuendsten Allegorie ausgebildet hat. — Auch der Plafond ist von Paul Verone-se, und nimmt sich, besonders von der Thüre betrachtet, ganz unvergleichlich aus. Die Gerechtigkeit und der Frieden machen die Hauptfiguren in demselben aus, sie sind hier durch des Künstlers schöpferisches Genie vereint, so wie sie in der Natur Hand in Hand gehen, wenn die Leidenschaften uns nicht hindern, ihren sanften Eingebungen zu folgen. — In dem Saale, Pregadi, haben Tintoret und Palma mehrere Züge aus der venetianischen Geschichte durch ihren Pinsel anschaulich dargestellt und den Ruhm ihrer grofsen Vorfahren verewigt. — Der Saal, *il Consiglio di*

Dieci, — jener furchtbaren Versammlung, der über das Leben eines jeden Bürgers eine uneingeschränkte Gewalt eingeräumt war und die im Dunkel des Geheimnisses sie ausübte, — haben Leander Bassano, Marco Vecellio, ein Sohn Titian's, Zilotti und auch Paul Veronese, durch ihre Kunst geziert.

Der gröfste Saal von allen ist der des grofsen Raths — *Sala del gran consiglio* —; in ihm befinden sich auch die meisten und gröfsten Gemählde von den ersten Meistern. Wenn man in denselben hineinkommt, so sieht man gleich rechts zwei Bilder von Carletto und Gabriello Caliari, zwei Künstler, deren Werke aufserhalb Italien wenig bekannt sind, ob sie gleich keineswegs zu den schlechten gehören. Hier haben sie den Zug aus der venetianischen Geschichte vorgestellt, nach welchem der Pabst Alexander III. in dem Kloster *della Carita* von dem Dogen Sebastian Ziani entdeckt wird, und im zweiten sieht

man ihn mit eben dem Dogen konferiren, worauf Gesandte an Kaiser Friedrich Rothbart geschickt wurden. Auf diese folgen mehrere andere von Leander Bassano, Tintoret, Franz Bassano und Dominic Tintoret. Sie enthalten die Fortsetzung der angegebenen Geschichtsepoche, und endigen mit der Demüthigung und Besiegung des Kaisers, der vor der Markuskirche dem Pabste den Pantoffel küfst. Dieses ist in der That eine der glänzendsten Zeiten aus der venetianischen Geschichte, und sie macht diesem Staate um so mehr Ehre, da alle seine Anstrengungen auf die Erhaltung der lombardischen Freiheit hinausliefen. Als Kaiser Joseph II. in Venedig war, affektirte man, ihm das letzte Gemählde, welches die Entwickelung dieses Zwistes enthüllt und von Friedrich Zuccaro ist, zu verbergen. Allein er wurde es selbst gewahr, blieb davor stehen und nachdem er es eine Zeit lang betrachtet hatte, ver-

liefs er es ganz gleichgültig mit den Worten: *tempi passati!*

Auf der linken Seite dieses Saales sind die Vorfallenheiten des merkwürdigen und glorreichen Krieges der Venetianer gegen die Türken dargestellt. Unter diesen ist die Uebergabe von Zara von Dominic Tintoret, durch seine glückliche und kräftige Farbenmischung das vorzüglichste; eine Bemerkung, die man sogleich, bei dem ersten Blicke zu machen, sich nicht enthalten kann. — An dem Gewölbe dieses Saales sind mehrere Siege der Venetianer über einzelne Städte und Völker, von Paul Veronese, Bassano und Tintoret. Das schönste von diesen Gemählden ist die Vertheidigung von Scutari durch den berühmten Scanderberg. In der Mitte ist Venedig triumphirend über seine Feinde, vom Siege gekrönt und mit Trophäen und eroberten Städten und Provinzen umgeben. Dieses Bild ist von Palma und eben so kräftig in

seiner Anlage, wie in der Ausführung. Neben demselben erscheint die Göttin des adriatischen Meeres zwischen der Cybele und Thetis von Tintoret, und auf dasselbe folgt das berühmte Oval von Paul Veronese. In erhabener Majestät, ganz Gottheit, schwebt über den Wolken Venedig, die keusche, züchtige Jungfrau mit Juno's stolzem Blick und Cytherens Anmuth; der Ruhm eilt sie zu krönen, nach allen Weltgegenden posaunt die Fama ihre Gröfse aus, in ihrem Gefolge erscheinen die Ehre, der Friede, der Ueberflufs und die Grazien, sie ist der Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Völker der Erde, und von allen Seiten kommen die tapfern Krieger herbei und legen die eroberten Trophäen zu ihren Füfsen. Es ist nicht möglich die Gröfse eines Staats in einem erhabenern und zugleich schönern und reizendern Bilde darzustellen, als es hier Paul Veronese gethan hat; alles vereinigt sich in demselben, Gedanke und Aus-

führung, um beide dem Gegenstande würdig zu machen; eine seltene Harmonie herrscht in dem Ganzen, die Farben fliefsen sanft in einander, ohne schwach zu seyn; jedes Venetianers Brust mufste sich ehemals bei dem Anblicke desselben stolz erheben, denn es ist beides zugleich, das Monument der erhabenen Gröfse des mächtigen Staats und einer Kunst, deren kühner Schwung ihr in die Hallen der Unsterblichkeit nacheilte.

Vierzehnter Brief.

Venedig den 23. Juni.

Der Abgang der Post hinderte mich gestern, Ihnen alle meine Bruchstücke zur Beschreibung des Markuspalästes mitzutheilen. Um Sie aber nicht lange auf ihre Fortsetzung warten zu lassen, sehen Sie mich heute schon wieder mit der Feder in der Hand, meine Skizzen, nicht zu vollenden, aber doch ihnen so viel Vollständigkeit als möglich zu geben. — Sie kennen nun schon die vorzüglichsten Säle desselben, wenigstens ihren Nahmen nach, und wenn es Ihnen auch schwer halten sollte, sich eine richtige Vorstellung von den Gemählden zu machen, welche sie zieren, so schmeichle ich mir doch, daß Sie nach dem, was ich Ihnen darüber gesagt, sich zu orientiren wissen



würden, im Fall Sie der Zufall je nach Venedig führen sollte. Und dies ist Alles, was ich dabei bezweckt, und was sie — so hoffe ich — von mir auch nur gefordert haben.

In dem schon beschriebenen Saale des grofsen Raths mufs ich Sie noch auf die Gemähldegallerie der Dogen Venedigs aufmerksam machen. Aber dies geschieht nicht so sehr, um Ihnen die daran verschwendete Kunst zu zeigen, als vielmehr, um Sie unter denselben einen unausgefüllten Platz bemerken zu machen. Er war für den Dogen Marino Falieri bestimmt; allein da er als Staatsverräther im Jahr 1355 enthauptet wurde, glaubte man ihm diese Ehre nicht eingestehen zu dürfen. Ich finde in dieser Art das Andenken der Verbrechen, von den ersten Staatsbeamten begangen, zu verewigen, aufserordentlich zweckmäfsig, und bin überzeugt, dafs, so lange die Gewohnheit den Eindruck, welchen dieser leer gelassene Platz auf jeden neu gewählten Senator

nothwendig machen mufste, noch nicht entkräftet hatte, ein Jeder von ihnen vor dem Gedanken zurückgebebt haben müsse, auf die nehmliche Weise der Schande und der Verachtung aller zukünftigen Geschlechter Preis gegeben zu werden.

Der Saal *dello Scrutinio* stöfst auf den vorhergehenden. Hier ist das bekannte Bild vom Kavalier Liberi, welches die Seeschlacht in den Dardanellen vorstellt. So mannigfaltig und vermischt die Figuren und die Handlungen in demselben sind, so hat der Künstler ihnen doch gewufst eine so glückliche Anlage zu geben, dafs man sie leicht trennen und vereinzeln kann. Der nackende Sklave, welcher einen Türken tödtet, ist durch seine Haltung und den Ausdruck seines Gesichts unter dem Namen des *schiavo del Liberi* berühmt geworden, und in der That eine der hervorstechendsten Figuren in dem ganzen Gemählde. — Ueber der Tribüne ist ein ungeheures Bild, durch

seine Gröfse und die Menge der darauf angebrachten Figuren, von Palma. Es stellt die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht vor, ein Gegenstand, der, mit einer lebhaften Einbildungskraft umfafst, ihm ein weit ausgedehnteres Feld angeboten hätte. Aber der Künstler hat nicht den Vortheil daraus gezogen, welchen er ihm gewährte; er hat geglaubt, durch die Menge eine gröfsere Wirkung hervorzubringen, als durch den Ausdruck und über einzelnen schönen Details das Ganze vernachlässigt. — Die Einnahme von Padua zur Nachtzeit, von Franz Bassano, ein Oval, gehört zu denjenigen Gemählden, die durch eine grelle lebhafte Farbenmischung weit mehr, als durch den richtigen Ausdruck des Ganzen, einen starken Effekt machen. Ein dunkler Himmel bildet die Schatten zu demselben; von Nacht umgeben sieht man Padua in Dampf und Rauch gehüllt; der entstandene Brand in der Stadt erleuchtet nur allein die Ge-

genstände und bei der blutrothen Flamme erkennt man die Schrecken, welche den Sturm einer grofsen Festung begleiten.

Das Zimmer, in welchem die drei Inquisitoren ehemals Gericht hielten, und wo eine Fallthüre seyn soll, auf welche der Angeklagte geführt wurde, wenn sie das gräfsliche Todesurtheil über ihn ausgesprochen hatten, um es auf der Stelle an ihm zu vollziehen, weigerte man sich uns zu zeigen. Aber in die Piombi, jene fürchterlichen, in Venedig nur allein üblichen Gefängnisse, nahm man keinen Anstand, uns zu führen. Wir fanden sie ganz zerstört und ihre Ruinen schienen weit entfernt zu seyn, die Vorstellung davon zu bestätigen, welche ich dahin mitgebracht hatte. Aber ein kurzer Aufenthalt in denselben bewies mir, dafs es der menschlichen Grausamkeit unmöglich seyn würde, noch gröfsere Qualen zu erdenken, als die hier Eingeschlossenen mit

jeder neu aufgehenden Sonne zu ertragen gezwungen wurden.

Um sich davon eine Vorstellung machen zu können, müssen Sie mir erlauben, Ihnen ihre Lage und Einrichtung etwas genauer zu beschreiben. Vorerst müssen Sie wissen, dafs im Sommer und zur Mittagszeit die Hitze in Venedig so grofs ist, wie sie kaum in Messina oder an der afrikanischen Küste seyn kann. Von allen Seiten mit Wasser umgeben, werden die brennenden Sonnenstrahlen in ihrer Mitte konzentrirt, die Fluthen reflektiren sie, senkrecht fallen sie auf die Dächer der Häuser herab, kein kühlender Wind benimmt ihnen ihre Stärke; kein dick belaubter Baum weht Erfrischung zu oder erlaubt, sich unter seinem Schatten vor ihr zu verbergen. Dieses empfindet man sogar auch in den Strafsen, wohin ihr Strahl nicht dringen kann, und in den Zimmern, die gegen Norden liegen, oder die man den ganzen Tag fest verschlossen hält. Die

heifse Luft dringt allenthalben durch, nirgends können sie sich vor ihr schützen; sie folgt ihnen in die tiefsten Gemächer und ist erstickend in den höhern Stockwerken der Häuser.

Nun denken Sie sich den hohen Markuspalast, der über alle ihn umgebende Gebäude hervorragt, denken Sie sich ihn den Sonnenstrahlen mehr wie alle andern ausgesetzt, denken Sie sich ihn mit Bleiplatten bedeckt, und unter diesen sitzend oder gebückt stehend den Unglücklichen, welchen eine verschleierte Gerechtigkeit dort eingeschlossen und an Ketten geschmiedet hält. Der Moment, der jedes menschliche Herz mit Wonnegefühl erfüllt und selbst dem in Elend Schmachtenden nicht gleichgültig ist, der die ganze Natur zum frohen Genusse auffordert und neues Leben und neue Thätigkeit überall verbreitet: der Moment, in welchem Apollo sich den Umarmungen der Thetis entwindet und aus den Fluthen des Meeres emporsteigt, dieser ist für ihn der gefürch-

tetste, der schrecklichste; er ist der Anfang neuer Quaalen und die progressive Erhöhung der alten. Da liegt er hingestreckt auf den Boden, und sieht der Zunahme seiner Leiden mit jedem eindringenden Strahl der Sonne bangend entgegen; noch hat ihn die geringe Kühle der Nacht nicht erquickt, kein Schlaf ist in sein Auge gekommen, der Schweiſs auf seinem Körper ist noch nicht abgetrocknet. Immer höher und höher steigt am Himmel hinauf die Sonne, schon glühet das Blei und noch hat sie nicht ihre gröſste Höhe erreicht. Er kann es nicht mehr aushalten, die Zunge klebt ihm am Gaumen, nirgends weiſs er sich vor der brennenden Hitze zu verbergen, seine Kräfte verlassen ihn. Aber in seiner Nähe steht ein Krug mit Wasser, ein Stück schwarzes Brod liegt zu seinen Füſsen. Hastig greift er nach beiden; allein er kann es nicht beiſsen, so sehr ist es vertrocknet und heiſs flieſst der Trunk über seine Lippen. Verzweiflung ergreift ihn und

im Wahnsinn endet er ein Daseyn, das nur die raffinirteste Barbarei ihm zu erhalten suchen konnte.

Hätte uns die Erfahrung nicht bewiesen, dafs unsere heutigen Revolutionen an die Stelle alter Vorurtheile neue setzen und die Monumente der Barbarei der Vorzeit nur niederreifsen, um andere weniger rohe, aber nicht weniger grausame aufzustellen; ich könnte sie segnen, dafs sie zur Vernichtung einer Bastille beitrugen und eine Regierung stürzten, welche ihre Bürger in den Piombi aufbewahren konnte. Aber wie weit sind sie davon entfernt geblieben; statt der Bastille erweiterten sie den Tempel und erfanden neue, noch raffinirtere Quaalen für die Menschheit; statt der Piombi müssen ihnen nun die Secreti dienen. — Diese sind die zweite Art Gefängnisse in Venedig und eben so furchtbar und schrecklich wie jene. Sie befinden sich in dem Flügel des Palastes, der an den Hafen stöfst, und sind in mehrere

Stockwerke eingetheilt. In dem ersten fanden wir Schuldner, oder Leute, die nur ein geringes Vergehen begangen hatten, oder solche, die bis zur Entscheidung ihrer Sache daselbst aufbewahret werden. Diese Gemächer sind ziemlich rein gehalten, sie bekommen frische Luft durch die hohen Fenster und die Gefangenen gehen frei in denselben herum. Unter ihnen ist die zweite Gattung. Dahin ging ich noch, ob es gleich sehr dunkel war und übel roch. Hier werden die schweren Verbrecher festgehalten; ihre Lage ist dadurch einigermaſsen leidlich, weil sie doch wenigstens frische Luft durch die Fenster, die der Erde gleich sind, einathmen können, obgleich die Regierung nicht zu entschuldigen ist, wenn sie Menschen hier der Gesellschaft entzieht, ohne sie ihr nützlich zu machen, oder wohl gar solche in denselben aufbewahret, deren Verbrechen durch den Spruch des Richters noch nicht anerkannt worden ist.

Der Gefangenwärter zündete nun eine Fakkel an, um uns in die Secreti zu führen, die noch tiefer liegen. Ohne eigentlich zu wissen, wohin ich ging, folgte ich ihm nach. Er schloſs eine schwere eiserne Thüre auf und lud uns ein, ihm in das Innere derselben zu folgen. Aber an der Schwelle schon kam mir ein solcher pestilenzialischer Geruch entgegen, daſs ich schier ohnmächtig geworden wäre; ein Blick auf die hier angeschmiedeten, auf verfaultem Stroh schmachtenden, des Tageslichts und der frischen Luft beraubten und Gespenstern ähnlichen Unglücklichen erfüllte mich mit Schauder und Entsetzen, und eine gewisse geheime Furcht, man könnte mich bei ihnen verschlieſsen, ohne daſs Jemand wüſste, wo ich hingekommen wäre, bewogen mich noch schneller wieder hinaufzusteigen, als ich hinunter gekommen war. Nichts war vermögend, mich länger in der Nähe und dem Bezirke derselben aufzuhalten; ohne zu wissen, wie viel

ich gab, theilte ich den Gefangenwärtern die *buona manu* aus und eilte hinaus ins Freie auf den Markusplatz. Hier erst konnte ich von neuem Athem holen, und hier liefs mich das Entsetzen, womit mich die Gefängnisse angefüllt hatten, irgend einen andern Gedanken fassen, und dieser war der leidenden Menschheit geweiht und der Schande einer Regierung, die Secreti erbauen lassen konnte. Ich kann mir kein Verbrechen denken, und wäre es an Vater und Mutter begangen, das ich damit bestrafen möchte, und keine Todesstrafe, und wäre sie die allerschrecklichste, die ich dem langsamen Hinfaulen, nicht Sterben, in den Secreti nicht vorzöge. Am Schlusse des so hoch gepriesenen achtzehnten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Philosophie, der Humanität und Philanthropie, wie erbärmlich, wie empörend, wie barbarisch steht es noch um die Gerechtigkeitspflege; wie wenig nimmt man Rücksicht auf Vergehen und Verbrechen; wie selten

unterscheidet man Strafe von Sicherheitsmaſs-regel und wie gering ist die Schonung, mit welcher man den Gefallenen derselben unterwirft, anstatt ihn zur Besserung zu führen, anstatt ihn in den Stand zu setzen, der Gesellschaft durch seine Thätigkeit den Schaden zu ersetzen, welchen er ihr zugefügt hat. Man gehe in die Gefängnisse und nicht in die Hörsäle der Akademie, um sich zu überzeugen, was für Fortschritte wir in der Humanität und Philosophie gethan; dort, dort wird man mit Schaudern erfahren, daſs wir noch hartherzige Barbaren sind, taub gegen die Menschlichkeit, und lieber Millionen verschwenden, um unserm Ehrgeize, unsrer Ruhmsucht kostbare Opfer zu bringen, als daſs wir für unsere gefallenen Brüder diejenigen Anstalten errichteten, welche ihnen ihre Menschheit ein Recht von uns zu fordern giebt.

Um wo möglich den Eindruck zu verwischen, welchen diese Greuel auf mich gemacht

hatten, und mich einigermaſsen mit den Menschen wieder auszusöhnen, eilte ich zu Amalien. In ihrer Unterhaltung stellten sich allmählig mildere Gefühle bei mir ein, ihr sanftes Wesen wirkte mächtig auf mich; bekannt mit der Ursache meiner Verstimmung verstand sie es trefflich, die gestörte Harmonie wieder herzustellen, und sie stimmte mich ganz um, als sie auf meine Bitte uns die Fortsetzung der Erzählung ihrer Schicksale gab, in welcher wir das letztemal durch die Dazwischenkunft eines Morgenbesuchs waren gestört worden. — Ich theile sie Ihnen hier wörtlich mit, denn ich schmeichle mir, daſs Sie, eben so wie ich es war, begierig seyn werden, den Verfolg der ihr zugestoſsenen Begebenheiten kennen zu lernen.

„Wenn ich nicht irre — hub sie an — so blieb ich letzthin bei meiner Abreise nach der Schweiz stehen. Ich kam dort zu einer Epoche an, wo dieses glückliche Land das

Opfer einer rach- und habsüchtigen Politik, und in Gemäsheit einer nach dem Frieden beschlossenen sogenannten grofsen Mafsregel (*grande mesure*) fallen sollte. Der Geschäftsträger B. . . . wurde kurz nach meiner Ankunft in Basel durch den allgemein gefürchteten und verschrieenen M . . . abgelöst. Indessen da ich seiner bedurfte, um ruhig und ungestört leben zu können, so suchte ich mit ihm bekannt zu werden. Bei unsrer ersten Zusammenkunft war ich schier geneigt, in die allgemeine Meinung mit einzustimmen, denn sein Aeufseres ist vielmehr kalt und zurückstofsend, als einnehmend und Zutrauen einflöfsend. Ueberdies glaubte ich an ihm eine gewisse republikanische Härte und Strenge zu bemerken, die, mit seinen geäufserten Grundsätzen verbunden, ihn zu einem thätigen Werkzeuge einer Parthei zu machen schien, die ich nur zuviel Ursache zu verabscheuen hatte. Aber ich fand sehr bald, dafs ich mich geirrt

hatte und entdeckte in ihm einen Mann, der wohl seine Pflicht zu thun sich nicht entziehen konnte, aber von seinem Herzen und seinen wider alle Erwartung gemäfsigten Grundsätzen getrieben, sich auf eine solche Art seiner Aufträge zu entledigen wünschte, dafs das Direktorium befriedigt und die Schweiz nicht ganz unglüklich gemacht würde. Dafs er aber dieses in der Folge nicht gekonnt hat, nicht so gekonnt, wie Manche unbescheiden genug es von ihm zu fordern geschienen, davon lag die Schuld nicht an ihm, nicht an seiner Art zu denken und zu handeln. Alles vereinigte sich, um ihm die Ausführung seiner geheimen Absichten zu erschweren; die Berner Regierung war die erste, die es ihm unmöglich machte, und in der Folge mischten sich der Ehrgeiz und die Habsucht von andern hinein und rissen Geschäfte an sich, für die sie ursprünglich gar nicht bestimmt waren.

„So lernte ich M . . . kennen, und, was Ihnen Beiden vielleicht schwer zu glauben seyn wird, ich schätzte ihn, ungeachtet seiner eckigten republikanischen Formen. — Zwei Monate verlebte ich ruhig in Basel, und noch immer war kein Anschein da, daſs ich bald wieder nach Frankreich würde zurückkehren dürfen. Wenn ich eine ansehnliche Summe hätte daran wenden wollen, so würde ich, gleich vielen andern, erhalten haben, was ich suchte. Aber ich wollte nicht erkaufen, was ich ein Recht zu fordern hatte und lieber den Zeitpunkt in fremden Landen abwarten, wo die Gerechtigkeit in Frankreich nicht mehr feil, und Intriguen und niedrige Schmeichelei die einzigen Mittel seyn würden, ihre Aussprüche nach Wunsch zu leiten. Allein dieser Zeitpunkt ward immer weiter hinausgeschoben, und alles, was von der Regierung herkam, trug das Gepräge der Habsucht und eines despotischen Egoismus so sehr an sich, daſs, wer

ihr nicht blindlings ergeben war, wie in der Nähe eines Giftbaums, vor ihr zu erstarren befürchten mufste. Diesem Schicksale ward ich ausgesetzt, als zwei Männer in die Schweiz kamen, vor deren blofsen Namen die Schweizer nach Jahrhunderten noch zurückbeben werden. M . . . selbst rieth mir, mich aus ihrer Nähe zu entfernen und einen Dunstkreis zu fliehen, der für jeden anders Denkenden nothwendig tödlich seyn mufste."

„Ich ging nach Konstanz und glaubte da meine Definitiv-Ausstreichung aus der Emigrantenliste ruhig abwarten zu können. Allein ich fand dort eine solche Menge verschieden denkender Ausgewanderten und mit unter solche excentrische Köpfe, dafs ich voraussah, ich würde, bei meiner Freimüthigkeit, vor ihren Verfolgungen schwerlich sicher seyn. Und wirklich fand ich sehr bald, dafs es platterdings unmöglich sey, mit ihnen zu leben; eben so unduldsam und jakobinisch in ihrer Art,

wie Robespierre's Anhänger, brauchte man nur um ein Haar breit von ihren Grundsätzen abzuweichen, um sogleich von ihnen der Guillotine würdig befunden zu werden. Wenn werden doch die Menschen einmal anfangen, allen Systemen- und Meinungskriegen zu entsagen? — Man sollte denken, sie hätten schon Blut genug gekostet, und Zeit wäre es, bei Gott, dafs man aufhörte, wegen Grundsätzen Andere zu verfolgen, so lange wir sie nicht bis zur positiven Evidenz erheben können." —

„Nach einem sehr kurzen, kostspieligen und unangenehmen Aufenthalte in Konstanz, begab ich mich nach Inspruck. Meine Absicht war es anfänglich nicht, mich so weit von Frankreichs Grenzen zu entfernen, aber Sie wissen ja wohl, eine unsichtbare Hand waltet über uns und bestimmt uns zu Handlungen, deren absolute Nothwendigkeit weder in unsern Verhältnissen, noch auch in unsern Planen gegrün-



det zu seyn scheint. Ich war anfänglich Willens, den Empfehlungsschreiben zu folgen, die Sie mir für Deutschland mitgegeben und die ich in Dijon der Post hatte anvertrauen müssen. Aber als ich die Karte zur Hand nahm, fand ich, dafs sie mich zu weit von Allem entfernen würden, was ich in diesem Leben noch Theures und Liebes habe. Ueberdies so mufste ich befürchten, in einem Lande, dessen Sprache ich nicht kundig und mir selbst überlassen, mich manchen Unannehmlichkeiten auf der Reise ausgesetzt zu sehn. Aber wie gesagt, dies Alles würde mich doch vielleicht nicht davon abgehalten haben, wenn der Zufall nicht dazwischen getreten wäre, und mich wider Willen nach einer ganz entgegengesetzten Richtung geführt hätte."

„Ich war eben eines Morgens in Konstanz mit den Zubereitungen zu meiner festgesezten, aber noch unbestimmten Reise beschäftigt, als die Gräfin C.... zu mir kam und mir den Vor-

schlag that, sie nach Inspruck zu begleiten, wohin sie ihr Gemahl, der im Tyrol Güter besitzt, beschieden hatte. Ohne mich lange zu bedenken, nahm ich ihren Vorschlag an; ich sah voraus, dafs ich in ihrer Gesellschaft eine sehr angenehme Reise machen würde, und da ich mich denn doch von Frankreich entfernen sollte, so war es mir gleichviel, wohin ich ging, wenn es nur mit und unter Menschen geschah, die mich verstanden und die ich schätzen konnte. Wir kamen in kurzer Zeit an dem Orte unsrer Bestimmung an, und sogleich nach unsrer Ankunft löste uns der Graf das Räthselhafte, das in seiner Einladung lag. Bestimmt, einen sehr ansehnlichen Posten im Venetianischen zu bekleiden, hatte er gewünscht, seine Gemahlin, eine Italienerin von Geburt, bei sich zu haben und sie zugleich mit der Nachricht davon persönlich zu überraschen. Ich ward ersucht, ihnen dahin zu folgen, und ein gewisses Etwas, das ich mir dazumal nicht zu

erklären wufste, bestimmte mich, ein Land zu besuchen, in welchem ich nothwendig erwarten mufste, von allen meinen Freunden, wie durch eine undurchdringliche Scheidewand getrennt zu seyn. Indessen selbst diese Betrachtung war nicht stark genug, mich davon abzuhalten; ich reiste, ohne mir von dem, was ich that, Rechenschaft ablegen zu können, mit dieser Familie nach Venedig. — August ward von Allem unterrichtet, aber es scheint, dafs er keinen meiner Briefe erhalten hat, denn —"

Hier unterbrach Amalien mein Reisegefährte: „Verzeihen Sie; obgleich sehr spät, so habe ich doch, bis aus Inspruck, alle Ihre Briefe sehr richtig erhalten. Ich empfing die letzten in Paris gerade zu einer Zeit, wo mir, nach vielen Bemühungen, endlich die zu Ihrer Rückkehr nach Frankreich nöthigen Papiere waren ausgefertigt worden." — Davon hatte mein Reisegefährte noch keinen schicklichen Moment Amalien zu unterrichten finden können; sie

erfuhr es also erst bei dieser Gelegenheit, und wenn Sie anders den Enthusiasmus kennen, der jeden Franken an sein Land fesselt, so werden Sie sich leicht den Taumel der Freude vorstellen, der sich dabei ihrer bemeisterte. Mein Reisegefährte erzählte ihr, als sie ruhiger zu werden anfing, nun auch seinerseits, wie er auf gut Glück nach Italien gegangen, meine Bekanntschaft gemacht und, ohne mich die wahre Absicht seiner Reise merken zu lassen, durch mich gerade sie erreicht habe. — „Aber warum sagten Sie mir nicht — schloſs er — daſs Sie diese vortreffliche Frau kennen, unsere Reise würde unendlich angenehmer gewesen seyn, wenn wir uns von ihr hätten unterhalten können, und nie würden Sie Ursache gehabt haben, sich über mein häufiges stummes Hinbrüten zu beklagen.“

Funfzehnter Brief.

Venedig den 24. Juni.

Ich kann mich noch nicht entschliessen, mit Ihnen, theurer Freund, den Markusplatz zu verlassen. Wir haben auf demselben noch nicht alles gesehn, was er merkwürdiges enthält und so unbedeutend, im Ganzen genommen, auch die Bibliothek und Antiquitätensammlung sind, so können wir doch bey ihnen nicht vorüber gehn, ohne einen Blick auf sie zu werfen. Aber vor allen Dingen begleiten Sie mich gütigst auf den Glockenthurm der Markuskirche, der wie ich Ihnen schon gesagt habe, getrennt von derselben an der südöstlichen Spitze des Platzes steht. Er ist, wie Sie sehen, wegen seiner Höhe und Bauart kein

ganz gewöhnlicher Thurm und wegen seiner geringen Basis, die auf einem sehr schwachen Grunde ruht, eine grofse Merkwürdigkeit in Venedig. Aber nichts übertrifft den Genufs, welchen er von seiner äufsersten Spitze gewährt; zu ihren Füfsen liegt die prächtige Stadt, mit ihren Brücken und Kanälen, wie eine Karte ausgebreitet, jenseits derselben gegen Westen und Norden erblicken Sie das feste Land, die Ufer der Piava und selbst die Alpen, und von der entgegen gesetzten Seite die Inseln und die unermefsliche Meeresfläche, auf welcher Sie hin und wieder ein Fahrzeug wogend erblikken. Bei Sonnenauf- oder Untergang mufs die Aussicht von demselben besonders reizend seyn; sie ist es um so mehr, da ihn, so weit das Auge reicht, die ausgedehnteste Ebene umgiebt, die man sich nur immer denken, und die wegen ihres vortrefflichen Anbaues mehr Mannigfaltigkeiten gewähret, als man sonst auf andern entdecken kann.

Die Bibliothek ist auf der piazetta, dem Palaste des Dogen gegen über, und in dem Gebäude, welches für sie bestimmt ist, befindet sich auch die Antiquitätensammlung. Sie sind beide für Venedig sehr unbedeutend und mufsten es auch dann schon seyn, als die Franzosen sich die besten Sachen daraus noch nicht zugeeignet hatten oder wie es gewöhnlich hiefs, wenn ich nach Etwas fragte, das ehmals hier gewesen war: *Li Francesi hanno portato via.* Der Plafond der Bibliothek ist von Paul Veronese gemahlt, ein Vorzug, der ihm vor mehrern andern Künstlern, die um diese Ehre mit ihm stritten, eingeräumt worden ist. Indessen sind die Ovale, welche ihre Entstehung seinem Pinsel verdanken, nicht das, was man von einem gekrönten Werke zu erwarten ein Recht hätte. — Man hat mich versichert, dafs mehr als fünfhundert Manuscripte und gegen zwanzig Gemälde aus der Bibliothek entführt worden sind. — Auch das Museum hat seine

gröfste Seltenheit durch die Franken verlohren und man fragt jetzt vergeblich nach dem berühmten Basrelief des unter dem Nahmen Suovetaurilia bekannten Opfers. Zwei Figuren, wie Leda und ein Ganymed, gefallen ausserordentlich durch ihre sanften und weichen Formen und wenn man ihnen auch kein hohes Alterthum zuschreiben kann, so gehören sie doch gewifs in jene Zeiten des Nachahmungstyles, wo man den Grazien noch nicht untreu geworden war. Eine Büste den Marc Aurel und, nach Winkelmann, den August vorstellend gehört unter die vollendetsten Arbeiten, die sich hier befinden.

Wenn man von der Piazetta, längs dem Hafen, hinuntergeht, gelangt man an das Arsenale, in politischer Rücksicht ehmals die merkwürdigste und erste Anlage in Venedig, aber seit vielen Jahren schon die zweite ihrem Range nach. Ich kann Ihnen kein besseres Bild davon entwerfen, als wenn ich es mit

einer ungeheuern Werkstätte vergleiche, die in einem Umfange von ungefähr drei italienischen Meilen mit einer hohen Mauer umgeben ist, und in welcher Alles, was zur Erbauung eines Schiffes erfordert wird, so wie die nöthige Bewaffnung desselben, als Gewehre und Ammunition aller Art, fabrizirt werden. Zwei Eingänge führen in dieses seltene Gebäude, einer zu Lande und der andere zu Wasser; durch letztern werden die fertig gewordenen Fahrzeuge entlassen und die nöthigen Baumaterialien hineingeführt, durch erstern passirt man, nach vorher erhaltener Erlaubnifs, wenn man Geschäfte in demselben hat, oder es zu sehen wünscht. Zur Seite desselben stehen die beiden Löwen von Marmor, welche Winkelmann unter die wenigen Thiere zählt, die ihren Ursprung dem Alterthum verdanken, und wegen ihrer Seltenheit aufbewahrt zu werden verdienen.

Diesem Eingange gegen über, längs der Mauer und dem Kanale hin, der von Osten nach Westen das Arsenal in zwei fast gleiche Theile trennt, sind die Schoppen oder Werften (*squori*), unter welchen die Schiffe gebauet werden. Wir fanden daselbst eine ganze Menge theils angefangener, theils halb vollendeter, theils auch bis auf Segel und Tauwerk schon ganz fertiger Fahrzeuge. Allein Alle waren mehr oder weniger von den Franzosen unbrauchbar gemacht worden, bei einigen hatte man den Vorder- oder Hintertheil zerschlagen, andern die Stützen auf beiden Seiten entzogen und nur die mittelste gelassen, wodurch das Gerippe durch die ihm benommene Haltung in der Mitte entzwei brechen mufste, und noch andere hatte man vom Stapel gestofsen und in dem Kanale versenkt. So viel wir angefangene und vollendete Schiffe hier erblickten, war kein einziges, das sie nicht auf die eine oder die andere Art unbrauchbar gemacht hätten.

Aufserdem haben sie fünf gröfsere Schiffe mit fortgeführt und alles vorräthige Holz, Tauwerk, Eisen, Segel, Pulver, Blei, Gewehre und Artillerie, mit einem Worte Alles, was ihnen sonst noch im Arsenale anstand, mit sich genommen. Der arme Bucentaur, der unter der vorigen Regierung am Himmelfahrtstage eine so grofse Rolle spielte und die prächtigste Galeere war, die der Staat besafs, ist am ärgsten zugerichtet worden; da ist doch keine einzige Verzierung mehr an demselben zu entdecken, kein Stäubchen Gold klebt mehr auf ihm, Alles ist abgeschabt, abgebrochen oder auf eine andere Art entwendet worden, und nichts als Ueberbleibsel zeugen von seinem ehemaligen Glanze und seiner Pracht.

Wenn Frankreich dem Kaiser einen Seehafen überliefs, so war es doch nicht seine Absicht, ihn zugleich in den Stand zu setzen, sich zu einer Seemacht auszubilden. Es übergab ihm also hier nichts weiter, alsf einen leeren

Hafen und ein von den nothwendigsten Bedürfnissen beraubtes Arsenal. Alle Werkstätte in demselben stehen aus diesem Grunde auch jetzt ganz leer, die Magazine und Niederlagen meistentheils offen, und wenn man darin arbeitet, so ist es blos um die versenkten Schiffe wieder aus dem Wasser zu ziehen und die zerbrochenen zu zerlegen, um aus den noch brauchbaren Theilen andere zu verfertigen. Aber soviel ich bemerkt habe, geschieht dieses nur äußerst langsam, die Zahl der Arbeiter ist sehr gering, und es ist um so mehr leer und öde zu nennen, da, nach seinen Anlagen zu urtheilen, hier ehemals eine sehr grofse Thätigkeit geherrscht haben muſs. Wenn neunzig Schiffe in demselben zu gleicher Zeit gebaut werden konnten, so muſs es gewiſs sehr groſs und die Menge Menschen, die dabei gebraucht wurde, muſste auſserordentlich zahlreich seyn. — Gegenwärtig ist das Arsenal zu einer ganz gewöhnlichen Schiffswerkstätte herabgesunken.

es ist nicht mehr die Vormauer eines mächtigen Staats, und von seiner Erhaltung hängt nicht mehr die Freiheit Venedigs ab. Aus diesem Grunde wird es auch jetzt sehr schwach bewacht, und man macht wenig Schwierigkeiten, es den Fremden zu zeigen, eine Gunst, die unter der vorigen Regierung nicht Jedermann zugestanden wurde.

In der Gegend des Arsenals ist die Kathedralkirche, die erste in Venedig ihrem Range nach. Sie ist dem h. Petrus geweiht und hat einen Bischoff, der Patriarche genannt wird. In dem Innern derselben wird man, so wie in allen vorzüglichern Kirchen in Venedig, eine seltene Verschwendung von Marmor gewahr; die besten Meister haben sie durch ihre Werke geziert, und unter diesen glaube ich der Magdalena von Guido Reni den Vorzug geben zu müssen. Eine Magdalena von Guido kann nicht anders als voll der feinsten und sanftesten Grazie seyn; dieses Ur-

theil müssen Sie darüber fällen, auch ohne es gesehen zu haben; der Name des Künstlers und das Süjet sind hinreichend, um in ihm den seelenvollsten Ausdruck zu erwarten, dessen die kalte Leinwand fähig ist. — In seltenen Gemählden haben die Kirchen in Venedig einen grofsen Vorzug vor vielen andern in Italien; man findet in keinen so viele und so vortreffliche beisammen, und wenn die Schätze, welche sie davon enthalten, uns einen Begriff von der Reichhaltigkeit, dem Fleifse und Genie der Künstler aus der venetianischen Schule geben, so erkennen wir in ihren Sammlungen zu gleicher Zeit den mächtigen Hebel, vermöge welchem sie angespornt wurden, jenen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, der ihre Werke zum Gegenstande der höchsten Bewunderung macht.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich Ihnen die Kirchen alle nach der Reihe aufzählen wollte, die wir gestern und heute hier ge-

sehen haben und die gewifs in jedem Betrachte äufserst merkwürdig sind. Ich würde Sie im Grunde auch nur durch Wiederholungen ermüden, wenn ich den Versuch wagte, denn ich könnte Ihnen doch nichts anders darüber sagen, als dafs sie mehr oder weniger Schätze und Kostbarkeiten, Statüen und seltene Gemählde enthalten, ohne mir schmeicheln zu dürfen, durch meine Schilderungen diejenigen sanften Gefühle zu erregen, welche die Nüancen der Abwechselung beim Anschauen derselben und ihre, durch Worte nicht erreichbare Schönheiten in dem für Künste geöffneten Busen hervorzubringen pflegen. — Statt dessen erlauben Sie mir, dafs ich Sie wieder auf den Markusplatz zurück, und von da auf die Brücke Rialto, die schönste und merkwürdigste in Venedig, führe. Sie bildet über den grofsen Kanal einen schönen und sehr kühnen Bogen von neun und achtzig Fufs im Durchmesser und besteht aus ungeheuren Blöcken von dem schon

oft erwähnten weifsen istrischen Stein, der durch seinen Glanz und seine Feinheit dem Marmor sehr nahe kommt. Da keine Wagen in Venedig fahren, so werden Sie Stufen an ihr gewahr, über welche man hinaufsteigt und die Sie gewifs noch an keiner andern Brücke gefunden haben. Sie ist in drei Alleen eingetheilt, die in der Mitte ist die breiteste und sicherste, schmäler als alle diese sind die Seitengänge, welche an der Ballustrade und zwischen den Buden, die sie bedecken, hinlaufen.

Nach dem grofsen Kanale hin bietet sie eine sehr schöne und ausgedehnte Aussicht dar, besonders wenn nach eingetretener Kühle des Abends die Gondeln sich in gröfserer Menge auf demselben zu durchkreuzen anfangen. Aufserdem nimmt sich die Masse der Häuser, die ihn begrenzen, recht gut aus; sie scheinen alle auf dem Wasser zu schwimmen, denn da ist nicht ein einziges, das nicht von den Fluthen bis beinahe an den Erdstock bespült würde.

Auf der Brücke selbst findet die gröſste Thätigkeit Statt; sie verbindet den östlichen und westlichen Theil von Venedig mit einander, in ihrer Nähe sind die Börse und die vorzüglichsten Märkte und Waarenlager, und auf ihr, so wie zu beiden Seiten derselben, steht Bude an Bude. Die Goldschmiede bieten hier vorzüglich ihre Arbeiten aus und hierher müssen Sie gehen, wenn Sie unter mehrern Arten sich eine von den berühmten und äuſserst fein und gut gearbeiteten venetianischen goldnen Ketten aussuchen wollen. Einige Waarenlager schienen mir sehr reich und vollständig zu seyn; sie enthalten goldenes Geschmeide in sehr groſser Menge, aber geschmacklos und bestimmt für die gemeinern Bürgerklassen und Landleute; silberne Aufsätze und Tischgeräthe werden in andern zum Verkauf ausgeboten, und noch andere haben neumodische Ohrringe, Spangen und schön gefaſste Steine und Antiken zum Verkauf ausgelegt. Zwischen diesen Buden stehen auch sol-

che, in welchen Zeuge, Bücher und Kupferstiche, Meubeln und Hausgeräthe feil geboten werden, und durch ihre Abwechselung und die Menge Käufer oder Neugierige, die sie dahin locken, dem Ganzen ein sehr lebhaftes und mahlerisches Ansehen geben. Die Brücke selbst zieren endlich noch vier marmorne Statüen von Campagna, die Beschützer von Venedig vorstellend, aber in keinem andern Betrachte merkwürdig.

In der Nähe der Rialto-Brücke wohnt Amalie; dahin gingen wir, um mit ihr alsdann einige merkwürdige Paläste zu besuchen, die sie selbst noch nicht gesehen hatte. Der treue Marco wartete unsrer mit seiner Gondel vor ihrem Hause und brachte uns in die vorzüglichsten Häuser venetianischer Grofsen, die entweder durch ihre Seltenheiten oder die Kunstsammlungen, welche sie enthalten, die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden verdienen. Im Palaste Pisani bewunderten wir die

Familie des Darius von Alexandern besucht, durch Paul Veronese. Ich weiſs nicht bestimmt anzugeben, ob das nehmliche Süjet, welches ich von Lebrun in Paris gesehen habe, eine Kopie von diesem hier ist, oder ob der französische Künstler es sich bloſs zum Muster genommen hat. So viel ist gewiſs, daſs zwischen Beiden eine groſse Aehnlichkeit Statt findet und Beide die nehmlichen Schönheiten mit den nehmlichen Fehlern verbinden. Amalie machte zuerst diese Bemerkung, und mein Reisegefährte und ich, wir konnten nicht umhin, ihr die Richtigkeit derselben einzugestehen. Alexander ist hier eben so wenig, wie dort, der groſse Held und Krieger der Geschichte; Amalie verglich ihn mit einem Alcibiades, und sie hatte Recht; ein feines, geistvolles Gesichtchen, aber keinen von den Zügen, die den Besieger Persiens, den Rächer Griechenlands charakterisirten. — Das Ganze besteht aus zwei Gruppen, Alexander

und sein Gefolge machen die eine aus und die Familie des Darius die andere. Vorzüglich schön und ausdrucksvoll ist hier der Kopf des Alten, welcher sie dem Sieger vorstellt, eine Figur, die man in dem Bilde von Lebrun ungern vermiſst. Die Gemahlin des Darius, Statira, erregte in Amalien die gröſste Bewunderung, und in der That, man kann sich keine lieblichern weiblichen Geschöpfe denken, als sie und ihre neben ihr knieende Tochter sind. Die schöne Natur ist in allen Theilen dieses Bildes sichtbar, überall herrscht sanfte Harmonie und ein richtiges Verhältniſs, die Farben schmelzen sanft in einander; die Zeichnung enthält, im Ganzen genommen, sehr unbedeutende Fehler.

Im Palaste Grassi befindet sich eine noch zahlreichere Sammlung von Gemählden, als in dem vorhergenannten. Wenn ich Ihnen daraus eine Venus von Titian, die Entführung der Europa von Paul Veronese, einige Vandyk's und einen Amor von

Guido nenne, so darf ich von Ihrem feinen Kunstgefühl und Ihrer Kenntnifs der Werke dieser Meister gewifs seyn, dafs Sie nach ihnen den Geschmak, welcher dieses Kabinet auszeichnet, und die Zusammensetzung des Ganzen sehr richtig zu beurtheilen im Stande seyn werden. — Merkwürdiger als alle übrigen ist jedoch der Palast Barbarigo. Daran erinnerte uns Amalie, als wir die hohen marmornen Stiegen hinangiengen. „Sie sind in die *Scuola del Titiano* eingetreten — fuhr sie fort —, innerhalb diesen Mauern, so behauptet man, lebte der Stifter der venetianischen Schule; hier erfand sein Genie die seltensten Werke. hier zauberte sein unvergleichlicher Pinsel Leben und eine Incarnation auf unbewegliche Flächen, wie sie noch Keinem, vor und nach ihm, gelungen sind.

In dem Saale, in welchem dieser grofse Meister gewohnt und gemahlt haben soll, befinden sich, aufser seinen Sachen, mehrere Ge-

mählde vom Prete Genovese, von Jacob Bassano, von Palma und eins von Corregio, das einzige, welches ich in Venedig gesehn zu haben mich entsinne. Mit dieser Gallerie ist auch eine sehr zahlreiche Kupferstichsammlung verbunden, die aber in den neuern Zeiten nicht fortgesetzt worden zu seyn scheint und überhaupt neben den Werken eines Titian wenig Genuſs gewährt. Von diesem sind in einem Kabinette eilf der besten und vorzüglichsten vorhanden. Ich bewunderte noch die Bacchantin, welche einem Satyr die Haare ausrauft, als mich Amalie bei der Hand nahm, und ohne ein Wort zu sprechen, vor eine Venus, die mit ihrer Toilette beschäftigt ist, hinstellte. Man kann sich keinen schönern Kopf denken, als der Künstler diesem Bilde gegeben hat; Alles ist Reiz an ihm, die Natur ist idealisch und wahr, das Fleisch möchte man berühren, es ist frisch, rund und voll Leben, in den Adern scheint heiſses Blut

zu rollen; Venus ist ganz so, wie sie bei ihrer Toilette seyn mufste, als sie dem Schaume entstieg, oder sich der Umarmung des Adonis entwand. — Ein *Ecce homo* giebt einen auffallenden Kontrast zu demselben ab, es ist das personifizirte physische und moralische Leiden, durch Ergebung gemildert, ein von Gott und Menschen gemifshandelter Körper, der nur in den kalten Armen des Todes Linderung der Schmerzen zu hoffen wagt.

Er eilt fort, der Liebling ihres Herzens, der angebetete Adonis, er eilt seinem grausamen Geschicke entgegen. Dies weifs sie, die Göttin, die ihn zurückzuhalten bemüht ist, aber ihre Bemühungen sind fruchtlos, er hört nicht auf ihr Bitten, nicht auf ihr Flehen, läfst sich nicht abschrecken durch die mitgetheilten Ahnungen, die Cithereus Brust erfüllen; ein höheres Wesen, als sie selbst, das furchtbare, geheimnifsvolle Fatum waltet über ihn, und seine Leidenschaft zur Jagd ist nur das Mittel,

wodurch es den Jüngling dem Geschicke entgegenführet, das ihm vor des Chaos Entwikkelung schon bestimmt war. Ein schrecklicher Kampf entsteht in ihrem Busen; sie fühlt es, sie ist überzeugt, dafs sie ihn nie mehr in ihre Arme schliefsen werde, ach und der Gedanke peinigt sie am meisten, dafs alle ihre Reize, alle ihre Liebe, alle ihr von dem Vater der Götter mitgetheilte Gewalt viel zu gering sind, um ihn zu erhalten und ein Unglück von ihm abzuwenden, das ihren Untergang nach sich ziehen würde, wenn Götter untergehen könnten. — Heifse, innige Liebe, furchtbare Ahnungen, eine ganz ungewöhnliche Bangigkeit, die Gewifsheit des bevorstehenden Verlustes, und das Bestreben, ihn abzuhalten, dies, Freund, war Titians weit umfassendem Genie aufbewahret, in einem Bilde im Palaste Barbarigo darzustellen.

Sechzehnter Brief.

Venedig den 25. Juni.

Als ich gestern meinen Brief auf die Post geschickt hatte, fuhr Amalie ganz unerwartet bei uns vor und lud uns ein, sie nach der Giueca zu begleiten. Das Wetter war heiter und schön, Marco hielt mit seiner Gondel neben dem Casino, und mehr als Alles, Amalie wünschte unsere Gesellschaft, wie hätten wir da es nicht annehmen können? In einem Augenblicke standen wir an der Hausschwelle, Marco konnte nicht geschwind genug herbei eilen, wir sprangen in sein Fahrzeug; und ohne uns zu erklären, wohin wir geführt seyn wollten, befahlen wir ihm blos, der vor uns wogenden Gondel zu folgen. Wir fuhren den grofsen Kanal hinauf, bis wir die

Strafse erreichten, welche gegen den Hafen hinführt. Dort wandten wir uns links und gelangten nach sehr kurzer Zeit unter das Gewühl von Schiffen und Menschen, die den ganzen Tag über daselbst versammelt sind. Hier ist die Dogana, oder der Zoll; sie bildet eine schöne Kolonnade, die einen Thurm stützt, über welchem sich eine stark vergoldete Kugel von Bronze befindet, auf der, statt des Wetterhahns, eine Fortuna schwebt. Dieses Gebäude nimmt sich in einiger Entfernung vom Kanal sehr wohlgefällig aus und steht mit der Masse von Häusern, die es umgeben, und dem Gewühl, das in seiner Nähe Statt findet, in einem sehr schönen Verhältnisse.

Wir landeten zuerst an der Insel Giudeca, welche von den mit ihr auf gleicher Höhe liegenden Inseln die westlichste Spitze ausmacht. Am Ufer erwartete uns Amalie mit ihrer Gesellschaft, die einige Minuten früher angekommen waren. Ich verlangte vor allen

Dingen die auf derselben befindliche Kapuzinerkirche, *il Redentore*, zu sehen; allein die venetianischen Herren und Frauen, die sich in Amaliens Gefolge befanden, behaupteten, sie lohne nicht der Mühe gesehen zu werden, und so gab ich mein Vorhaben auf und überliefs mich von nun an ganz ihrer Leitung. Durch mehrere enge Strafsen und zwischen kleinen unansehnlichen Häusern hin, die mehr Armuth als Wohlhabenheit verriethen, führten sie uns an ein Gebäude, vor welchem sie stehen blieben, indem sie es mit einem freudigen *Eccolo!* bezeichneten. Mein Reisegefährte verlangte zu wissen, was dieses *Eccolo!* zu bedeuten habe; allein ein *vedera* war alle ihre Antwort. Amalie lächelte, und von den gröfsten Erwartungen erfüllt, folgten wir unsern Führern in dasselbe.

Eine Art englischer Garten von sehr geringem Umfange lag hinter demselben, und darauf bezog sich das *Eccolo*. — Sie müssen

gestehen, — sagte Amalie, als wir ihn betreten hatten, — daſs Sie so etwas hier nicht erwartet hätten, und so unbedeutend er für uns seyn würde, wenn wir ihn mitten in Paris oder in Frankreich hätten, von so groſsem Werth ist er für die Einwohner einer Stadt, von welchen nur sehr Wenige wissen, wie das Brod wächst, das sie täglich essen, und die Thiere aussehen, die ihnen Nahrung geben. Sie lächeln darüber — fuhr sie fort — aber dies kommt daher, weil Sie erst kurze Zeit in Venedig sind. Hätten Sie, so wie ich, schon einige Monate hier zugebracht, wäre Ihnen der Frühling vorübergegangen, ohne die Lerchen, die Nachtigallen schlagen zu hören, ohne das Wiederaufleben der Natur in allen seinen Gradationen zu bemerken, ohne auf etwas anders zu treten, als weiſsen harten Marmor, und ohne einen andern Schatten zu kennen, als welchen Ihnen die schwarz behangenen Gondeln und die Lauben des Markusplatzes gewäh-

ren; Sie würden Ihren Fuſs mit Entzücken auf die weiche lockere Erde setzen, die Sie jetzt hier zu verachten scheinen; das Säuseln in dem Laube dieser Bäume würde Ihnen die reizendste Melodie seyn, und das auch auſserhalb Venedig nicht zu verschmähende Grün, das sie hier vor sich erblicken, würde Sie vielleicht alle die schönen und vollendeten Werke der Kunst vergessen lassen, die wir vor einigen Tagen zusammen gesehen haben. Wir bewundern das Genie, das uns die Natur so täuschend darzustellen vermag, aber begnügen können wir uns nicht damit, wir fordern sie selbst, und ein Blatt aus ihrer Hand ist uns mehr werth, als ganze Bäume auf Leinwand hingezaubert. Aber dieses empfindet man nur alsdann, wenn man sie lange hat entbehren müssen. Ich weiſs, wie mir zu Muthe war, als ich, nach einer langen Fahrt zur See, den vaterländischen Boden wieder betrat und unter meinen Füſsen festen Grund fühlte. Sie hät-

ten mir auf dem Schiffe die schönste Landschaft von Vernet zeigen können, sie würde nicht den Eindruck auf mich gemacht haben, welchen mir die erste Pappel verursachte, unter deren Schatten ich in Frankreich ruhen konnte. Wir können die nachgebildete Natur vermissen, ohne uns unglücklich dadurch zu fühlen, aber die Entbehrung der wirklichen kann uns durch keine Kunst ersetzt werden.

Unter diesem Gespräche waren wir an eine Laube gekommen, in welcher unsere galanten Begleiter allerhand Erfrischungen und feine Weine hatten auftragen lassen. — Es lebe die Natur — rief ich und ergriff ein volles Glas schimmernden Cypriers — und grüne und erneue sich immer zum Wohl der Menschheit, zur Erhaltung und Berichtigung des uns zugetheilten feinen Gefühls für's Schöne und Erhabene! — Amalia trank mir Bescheid und die Gesellschaft folgte nach; mehrere Libationen, den guten Göttern geweiht, wurden ausgegossen und Heiterkeit, erhöht



durch den Genuſs der jungen Natur, erfüllten uns ohne Ausnahme. — So saſsen wir in der Laube, die dicht umwachsen jede Aussicht hinderte, bis wir, eine ganz neue Erscheinung, den Trab eines Pferdes vernahmen. Mein Reisegefährte und ich, wir horchten hoch auf, Amalie und ihre Gesellschaft schienen gleichgültig dabei. Eine unsrer Frauen stürzte zur Laube hinaus, wir eilten ihr nach, und siehe, unsere Herren hielten mehrere gesattelte Pferde bereit, in der Absicht, uns das Vergnügen des Reitens zu geben. Dies ist die vorzüglichste Unterhaltung, welche die elegante Welt von Venedig hieher führt. Frauen und Herren reuten im Innern des Gartens herum, wie in einer Reitschule, die Pferde sind gut zugeritten, sie haben nichts von ihnen zu befürchten, und die Bahn ist mit lockerer Erde bestreut, welche den Fall unschädlich machen würde. Wir Erdländer schlugen es aus und sahen lieber unsern venetianischen Freunden zu, wie sie mit

dem lebhaftesten Vergnügen im Trab und Galopp sich eine Bewegung machten, die Hunderte von Menschen in Venedig nie gesehen, und noch weniger empfunden haben. Eine gute halbe Stunde hielten sie es aus; die letzten Gläser Cyprier wurden ausgeleert und wir bestiegen wieder unsere Gondeln.

A San Giorgio! hiefs es und wir ruderten ostwärts an der Giueca hin, dem Hafen von Venedig gegen über und bei dem Markusplatze vorbei. Von hier aus nimmt er sich mit seinen Palästen, seiner Kirche, seinen hohen Säulen und den Fahrzeugen, die in ihm vor Anker liegen, am allerbesten aus; wer von Ferrara aus über den grofsen Kanal zu Wasser nach Venedig reist, mufs durch den majestätischen Anblick, der ihm hier geboten wird, aufserordentlich überrascht werden. — Vor der Kirche S. *Giorgio Maggiore*, einer reichen Benediktinerabtei, stiegen wir ans Land. Hier, hiefs es, sey weiter nichts, als dieses Kloster

zu sehen und wir schickten uns an, den lauten Frohsinn, der von der Giudeca her noch immer unter uns wohnte, durch jenen Anstand zu ersetzen, welchen die Heiligkeit des Orts, den wir betreten sollten, forderte.

Palladio war der Architekt dieser Kirche, und so werden Sie gewiſs nichts Gemeines von ihr erwarten. — Sie ist in der That eine der schönsten in Venedig und liegt für ihre Anlage so bequem, daſs man sie in der Entfernung und von allen Seiten sehr gut sehen kann. Das Portail macht einen seltenen Effekt, durch den erhabenen Styl, in welchem es aufgeführt ist; zwei Säulenordnungen, eine vermischte und eine korinthische, zieren es und stehen mit ihren Fuſsgestellen und dem Ganzen in dem richtigsten Verhältnisse. Sieben marmorne Statüen, von Albanese, stehen auf den Frontons, oder füllen die Zwischenräume zwischen den Säulen aus, und vollenden das majestätische Ansehen der Façade. Das Innere

entspricht vollkommen seinem Aeufsern, obgleich manche Anlagen beim ersten Anblicke dem Auge weh thun, ohne es jedoch geradezu zu beleidigen. Die Idee des Hauptaltars reifst vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich und fordert durch ihre Schönheit und die Ausführung Bewunderung. Die vier Evangelisten von Bronze tragen eine Weltkugel, auf welcher der Ewige sitzt, ein Werk von Campagna angegeben, und durch seine Leichtigkeit eins der vorzüglichsten, die wir in der Art besitzen.

Von Gemählden wüfste ich Ihnen, nach der erfolgten Plünderung dieser Kirche, nicht mehr zu nennen, als zwei. Das erste befindet sich in einer Seitenkapelle und stellt die Jungfrau mit vier Heiligen vor. Es ist auf Holz gemählt, und wenn Sie wollen, hart und ohne besondere Schönheiten. Aber wegen seinem Alter und da es von Johann Baptiste Cima, genannt Conegliano, ist, einem Künst-

ler, von welchem sehr wenig Gemählde noch vorhanden sind, so verdient es in der That mit der Sorgfalt aufbewahrt zu werden, mit welcher man es hier thut. — Im Refektorium hat Paul Veronese die Hochzeit zu Kanaan auf einem Raume vorgestellt, der die ganze eine Seite desselben einnimmt. Man zählt hundert und zwanzig Figuren an derselben und rechnet es unter die gröſsten Arbeiten dieses Meisters, so wie es auch eine seiner schönsten genannt zu werden verdient. Unter den Musikanten, die bei der Tafel spielen, soll er sich selbst und seine Freunde Titian, Tintoret und Bassan gemahlt haben. Die schönste Figur ist die der Neuvermählten; man erkennt sie an ihrem weiſsen Kleide mit Lilien, sie sitzt an der Ecke des Tisches. Die Farben an demselben sind vorzüglich sehr gut gemischt, sie schmelzen sehr sanft in einander und scheinen wenig von der Zeit gelitten zu haben. Aber die Menge der Figuren und Gegenstände, die

es enthält, machen das Ganze etwas verwirrt und man muſs lange suchen, bis man die Haupthandlung von der Nebenhandlung und den Charakter einer jeden unterscheiden lernt.

Der Bruder, welcher sich die Mühe gab, uns das Kloster mit allen seinen Merkwürdigkeiten und Schätzen zu zeigen, versicherte uns bei jeder Gelegenheit, daſs die Franzosen das Beste und Schönste daraus mit sich genommen hätten, *hanno portato via.* — Die Herren aus unsrer Gesellschaft bestätigten seine Aussage, und ich bin gezwungen zu glauben, daſs aus der Bibliothek eine groſse Menge Manuscripte, mehrere Gemählde und viel Silberwerk der Kirche und den geistlichen Herren ist entwendet worden. Indessen sieht man nicht, daſs sie dadurch ärmer geworden wären, sie speisen noch immer an einer sehr langen und wohlbesetzten Tafel, wie wir dieses im Vorbeigehen bemerken konnten; ein Jeder hat seinen eignen Bedienten zur Aufwartung, und

es geht ihnen nichts ab, was ihnen das Klosterleben so angenehm als möglich machen könnte. Ehemals wurden nur die jüngern Söhne aus den reichsten und ansehnlichsten Familien in demselben aufgenommen; ob dieses unter der östreichischen Regierung noch der Fall seyn wird, und ob sie sich überhaupt lange bei ihrer jetzigen Wohlhabenheit erhalten werden, möchte ich nicht geradezu behaupten.

Da es schon etwas spät war, so hielten wir uns hier nicht lange auf. Unser Plan war, bis nach Murano zu gehen und den Abend nach unsrer Zurückkunft eines oder das andere Theater zu besuchen. Damit aber war der gute Marco nicht im Geringsten zufrieden; er behauptete, es sey in einem Nachmittage zu viel von ihm gefordert und zweifelte, daſs ihm seine schwachen Kräfte erlauben würden, uns nach Wunsche zu bedienen. Es kostete uns ein paar gute Worte und das Versprechen, daſs wir zufrieden seyn würden, wenn er uns auch

weniger schnell führe, und er lenkte seine Gondel nach Murano hin. Diese Insel ist die entfernteste von allen; sie liegt über Venedig hinaus südöstlich, und bildet auf der Seite die äufserste Spitze von dem festen Lande in den Lagunen.

Mehrere ganz niedrige und schlecht gebaute Häuser fielen mir zuerst auf, als wir nach einer ziemlich langen Fahrt daselbst anlangten. Ich konnte mich nicht enthalten, Amalien mein Befremden darüber zu erkennen zu geben; allein sie gebot mir Stillschweigen und hiefs mich ihr in eins davon folgen. Ein heifser Dampf kam mir schon unter der Thüre entgegen, ich ward gewahr, dafs wir irgend eine Fabrike oder Schmelze betreten hatten. Es zeigte sich in der That, dafs es eine Glashütte war, in welcher Spiegel gegossen wurden, eine chemische Operation, die ich noch nirgends zu sehen Gelegenheit gehabt hatte, und die mir um so mehr Vergnügen machte, da

hier Tafeln von beinahe fünf Schuhen geblasen wurden. — In den Häusern neben an wurden Flaschen und allerhand gläserne Gefäfse gemacht. Aber warum man in einigen das geschmolzene farbigte Glas zu langen Faden auszog, die in einem dazu bestimmten Gange hingestreckt wurden, erriethe ich nicht eher, als bis man mir sagte, dafs aus denselben in der Folge Perlen geschnitten würden, mit welchen Venedig, auch heute noch, einen beträchtlichen Handel nach der Levante treibt.

Der Abend war äufserst heiter und angenehm, an welchem wir zurückfuhren; vor uns lag Venedig mit Tausenden von Lampen erleuchtet; wir ruderten schaukelnd neben einander hin, unsere Gondolieri waren aufmerksam auf jedes uns begegnende Fahrzeug; da sie keine Laterne angezündet hatten, so riefen sie alle Augenblicke den Nahenden ihr Hurrah entgegen; ohne Zufall, heiter und

froh, ob des angenehm zugebrachten Nachmittags, stiegen wir an der piazzetta ans Land und verloren uns gleich darauf unter der Menge des Markusplatzes.

Siebzehnter Brief.

Venedig den 27. Juni.

Der Tonkunst, dem ernsthaften Drama und dem Lachen erregenden Lustspiele weihe ich dieses Blatt. — Bis hieher geleitete ich Sie mehrentheils nur in Venedigs merkwürdige Tempel oder prachtvolle Paläste, um Ihnen die Werke seiner verstorbenen und nie ersetzten grofsen Meister zu zeigen. Jetzt erlauben Sie mir, Freund, dafs ich Sie hinführe an die Orte, wo die Harmonie des Gesanges das Ohr entzückt, wo mimische Kunst, verbunden mit Musik, beides das Gehör und Gesicht berühren und Ihr ganzes Wesen wollüstig durchbeben.

Venedig steht in dem Rufe, die beste Musik nach Neapel zu besitzen; es hat grofse Mei-

ster in der Tonkunst geliefert; und im Verhältnifs eben das darinn geleistet, was es in der Mahlerei gethan hat. Diese Erscheinung, eine Wirkung der grofsen und thätigen Unterstützung, welche die Reichen und Mächtigen Venedigs den Künsten angedeihen liefsen, ist die beste Widerlegung der Behauptung, vermöge welcher man ihre Ausbildung der politischen Freiheit so gern ausschliefsend zuschreiben möchte. Nie haben die Bergbewohner der Schweiz, die freien Bürger der kleinen Kantone, sich in den Künsten ausgezeichnet, heute noch spielen sie den Kuhreigen, den sie vor hundert Jahren spielten, und über denselben hinaus erstrecken sich ihre Fortschritte in der Tonkunst nicht, so wie sie überhaupt in allen andern uns völlig unbekannt geblieben sind. Ruhe, angemessene Belohnung und ein heiterer froher Lebensgenufs, unter einem von der Natur begünstigten Himmelsstriche, dies sind die Elemente, in welchen Künste gedeihen und

die Venedig seinen grofsen Meistern allezeit zu verschaffen gewufst hat!

So war es wenigstens ehemals, aber so ist es leider jetzt nicht mehr. Die Tonkunst ist gegenwärtig nur die einzige, welche noch mit einigem Erfolg betrieben wird, die Kenner, Verehrer und Nacheiferer in Venedig findet. Aufser in Konzerten und Theatern, wird hier an gewissen bestimmten Tagen in vier Kirchen eine recht gute Musik aufgeführt. Es hat sich nicht getroffen, dafs ich sie alle hätte besuchen können, aber wenn sie eben das leisten, was ich in dem Spital Mendicanti gefunden habe, so mufs ich gestehen, dafs die Musik in Venedig noch sehr würdige Verehrer hat. Hier erblickt man hinter einem Gegitter lauter junge Mädchen, welche eine nur zu wenig ernsthafte Kirchenmusik aufführen und bemerkt Tonkünstlerinnen und Sängerinnen unter ihnen, die aufserordentlich viel versprechen und es gewifs auch leisten würden, wenn sie

nicht sehr oft nach vollendeter Erziehung sich entweder verheiratheten oder einer andern Beschäftigung widmeten.

Venedig zählt sieben Theater; wovon aber gegenwärtig nur vier offen sind. Ich habe sie die ganze Zeit, dafs ich hier bin, abwechselnd alle Abende besucht und es hat sich gerade getroffen, dafs auf dem einen, während meinem Aufenthalte, zwei verschiedene Sängerinnen in zwei verschiedenen Stücken auftraten. Um Ihnen begreiflich zu machen, warum ich dieses als eine grofse Seltenheit anführe, mufs ich bemerken, dafs es in Italien Sitte ist, eine Oper oft zwanzig und mehrmahl alle Tage hinter einander zu geben. Man kennt hier nicht die Dubletten, wie in Frankreich und Deutschland, die nehmlichen Schauspieler treten alle Abende in demselben Stücke auf, und nur alsdann, wenn eine neue Oper aufgeführt wird, erscheinen häufig auch neue Sänger und Tänzer. Diese Einrichtung hat von der einen Seite das Gute,

dafs man alle Schönheiten des Stücks, des Spiels und des Gesanges sich bequem zu eigen machen kann; sie bringt aber auch von der andern sehr oft Gleichgültigkeit hervor und veranlafst die Schauspieler zu Nachlässigkeiten, die sie sich nicht erlauben würden, wenn sie alle Tage in einer andern Oper auftreten müfsten. Die Organisation der italienischen Theater ist in dem Stücke, so wie in vielen andern, ganz verschieden von der innern Einrichtung, die Sie an französischen und deutschen bemerken. So wie es mir geschienen, tragen diese Abweichungen jedoch nicht zu seiner gröfsern Vollkommenheit bei, im Gegentheil finde ich, dafs sie dadurch gerade am wenigsten empfehlungswerth sind.

Die Schuld davon mag auch wohl gröfstentheils in dem Geschmacke des Publikums liegen, welches sich vom Theater eine ganz andere Vorstellung macht und einen ganz andern Zweck dabei beabsichtigt. Es ist in seinen

Augen nichts anders als ein Lückenbüsser, ein Zeitvertreib, der ihm die Conversationi ersetzt oder es zu denselben vorbereitet. Nicht die Kunst ist es, die den Italiener ins Theater lockt, nicht die Musik, der vortreffliche Gesang und die Dekorationen einer Oper, dieses alles sieht und hört er schon den ersten Abend bis zur Genüge und die nachfolgenden geht er blos hin, weil zur Opernzeit entweder keine Gesellschaften Statt finden oder doch erst nach Beendigung des Schauspiels anfangen. Man darf daher auch in der Regel nur in der ersten Vorstellung ein aufmerksames Publikum erwarten und in den darauf folgenden bei denjenigen Arien blos, die seinen besondern Beifall erhalten haben. Die ganze übrige Zeit, von meistentheils vier Stnnden, als die Dauer des Schauspiels, wird in den Logen gesprochen, gegessen, getrunken und sehr oft gespielt, eine Sitte, bei welcher die Oekonomie der Italiener sogar auch das Licht und das Glas Wasser er-

spart, die in den Conversazioni gereicht werden. — Man irrt ferner sehr, wenn man das italienische Publikum für einen kompetenten Richter und Kenner der Musik und des Gesanges hält. Die Anzahl der Dilettanten ist hier bei weitem geringer, wie in Frankreich und Deutschland, ich erinnere mich nicht, eine mittelmäſsige Klavierspielerin oder Sängerin kennen gelernt zu haben, die Erziehung trägt durchaus nichts zur Bildung ihres Geschmacks und Gefühls in der Kunst bei, und wenn sie sich beide erworben haben, so ist dieses nur Folge der Uebung und Gewohnheit an reine und richtige Melodien, die ihnen ihre groſsen Meister geben. Aber viel Takt besitzen sie darin, sie lassen sich nicht leicht Kakophonien gefallen und ohne den Grund ihres Miſsfallens angeben zu können, wissen sie sehr gut das Schöne von dem Mittelmäſsigen oder Schlechten zu unterscheiden. Wenn man erwäget, daſs es in keinem Lande so viel und so gute

Opern, wie in Italien, giebt, so möchte man beinah den Schlufs daraus ziehn, dafs man nirgends so enthusiastisch dafür eingenommen seyn könne, als hier. Es gab eine Zeit, wo ich selbst dieser Meinung war, aber seitdem ich mich etwas in dem Lande umgesehn habe, bin ich ganz davon zurück gekommen.

Es ist wahr, jede auch die kleinste Stadt in Italien hat ein Theater, wie man es oft in den gröfsern Städten Frankreichs und Deutschlands kaum finden wird und Parterre und Logen sind bei den Vorstellungen selten leer. Diese Erscheinung ist in der Lebensart der Italiener überhaupt gegründet und was Ihnen noch mehr auffallend wird, sie ist sogar eine Folge ihrer Oekonomie. Niemand liest in Italien, es müfsten denn Gelehrte von Profession seyn, Niemand beschäftigt sich mit dem Hauswesen, dies besorgt der Maggior duomo, die Haushälterin oder sonst jemand, Künste und Wissenschaften werden wenig und unter den

höhern Klassen beinah gar nicht getrieben und um sich die Zeit zu vertreiben, kennt man weder die angenehmen kleinen häuslichen Zirkel, noch alle die Gesellschaften, welche in Deutschland und Frankreich unter dem Nahmen Klubs, Resourcen und Pickenicks bekannt sind. Die Promenaden, das Casino, die Karten und das Theater sind also ihre einzigen Unterhaltungen und diese lieben sie um so mehr, weil sie ihnen ausser dem Hause geboten werden, ein Umstand, der aus ökonomischen Gründen sie ihnen nur um so werther macht, und weil sie weniger kosten, als wenn sie Gäste bei sich aufnehmen müfsten. Man bringt also die Abende im Theater zu, die Abonnements sind sehr wohlfeil, und werden es dadurch noch mehr, weil man dabei zu Hause Holz und Licht erspart. Alles strömt folglich ins Schauspiel, auch selbst die niedern Klassen, denn hier kostet sie ein Abend selten mehr als dreyfsig Soldi, eine Ausgabe, mit der sie nicht auskommen wür-

den, wenn sie ihn in irgend einer Bottega zubrächten. Da nun ferner in den italienischen Städten sich gewöhnlich viele Noblesse aufhält, und die Anzahl ihrer Einwohner überhaupt sehr stark ist, so wird es nicht schwer, durch die geringen Beiträge der Menge, selbst die beste Schauspielergesellschaft zu unterhalten, ein Fall, der in Deutschland, wo sie weit kostbarer sind und wo man, wegen andern Zerstreuungen mehr, als aus Mangel an Geschmack, das Theater weniger besucht, nicht so allgemein Statt findet.

Diese Bemerkungen sind auf Venedig eben so gut anwendbar, wie auf alle andere Städte, die ich bis jetzt gesehen habe. Zwar sind nicht alle vier Theater einen Abend so voll wie den andern, aber an Zuschauern fehlt es ihnen nie und wenn sie auch manchmal leer sind, so laufen die Abonnements doch fort und der Impressario verliehrt wenig oder nichts dabei. Zwei oder drei gute Sänger und eben-

so viel Tänzer, sind die einzigen Künstler, welche die Menge dahin locken und gehörig bezahlt werden; die übrigen verdienen kaum trockenes Brodt dabei, sind aber auch so mittelmäſsig, daſs sie auf keine gröſsere Belohnung Ansprüche machen dürfen. Hier haben wir jetzt eine der ersten Sängerinnen Italiens und David, welcher sogar, durch sein Spiel, den Parisern den italienischen Gesang angenehm zu machen gewuſst hat. Ich sah beide, ihn und die Signora Grassini in den Horaziern von Cimarosa, die bei meiner Ankunft im Theater S. Fenice gegeben wurden. Dieses Haus zeichnet sich sowohl durch sein Aeuſseres, wie durch seine innere Bauart aus und vereinigt alles in sich, was zur Bequemlichkeit der Zuschauer und zur Vollkommenheit einer guten italiänischen Oper beitragen kann. Das Orchester besteht aus guten und einigen vorzüglichen Künstlern, ein Fall, der in diesem Lande seltener ist, als man glauben sollte; die Deko-

razionen sind frisch und fallen sehr gut ins Auge, der Gesang ist richtig und angenehm, die Dezenz wird ziemlich beobachtet und nur das Maschinenwerk stimmt nicht zum Ganzen und könnte weniger schwerfällig seyn.

Ich weiſs nicht, ob sie die Musik der Horazier kennen, aber der Nahme Cimarosa muſs Sie schon etwas ganz Vortreffliches davon erwarten lassen. Schöne, volle Harmonien, richtig vorgetragen, leicht in einander sich auflösend und nach Erforderniſs sanft, kräftig und erhaben, dies sind Vorzüge, welche ich an ihr besonders bemerkt habe. Aber sie muſsten auch mit so viel Geschmack, feiner Kunst und einem Organe ausgehoben werden, wie Signora Grassini besitzt, um mich keinen einzigen davon verlieren zu lassen. Diese Künstlerinn ist gegenwärtig die zweite tragische Sängerin in Italien; und wenn es wahr ist, daſs die Billington nur Stimme und keine Aktion besitzt, so bin ich geneigt sie ihr vorzu-

ziehen. Mit einem vollen, reinen und anmuthigen Gesang, weifs die Grassini einen Ausdruck, einen Affekt zu verbinden, den man auf dem italienischen Theater vergeblich sucht und der hier, neben der vortreflichen Aktion eines David und seinem noch immer kräftigen Gesang, in der richtigsten Harmonie stand und das Schauspiel zu einem der vollkommensten machte. die man sehen kann. Sie wird mir ewig unvergefslich bleiben, wie sie da vor den Altar trat und dem Geliebten Treue, beständige Liebe schwur und von ihm die nämliche Zusage erhielt. Ihre Stimmen schmolzen so sanft in einander, man sah, dafs beide tief fühlten, was sie sangen, keine überflüssige Begleitung stöhrte ihren Wechselgesang, in die höchsten Regionen der Töne schwang sie sich bald mit einer Leichtigkeit ohne Gleichen auf, bald hielt sie den Ton voll und rein in den niedrigen aus, sanft schmachtend war sie kaum vernehmbar, der Donner der Begleitung über-

täubte ihre Stimme nicht, wenn starke heftige Leidenschaft sie bewegte.

Die zweite Oper, welche ich auf diesem Theater sah, war die Andromache von Paesiello. Die junge, liebenswürdige Campanella trat in derselben mit vielem Beifall auf, und verdiente ihn wirklich, auch nachdem sie eine Grassini zur Vorgängerin gehabt hatte. Wenn sie sich nicht vernachläſsigt, so kann sie es mit der Zeit in ihrer Kunst sehr weit bringen, denn sie verbindet eine sehr schöne, reine und volle Stimme mit einer sehr guten und richtigen Manier und ersetzt dadurch, was ihr jetzt noch an gefälligem tragischen Spiel abgeht. Der Kastrate, welcher mit ihr sang, der erste, den ich in einer Oper in Italien sah, schien nur da zu seyn, um ihren Gesang noch mehr heraus zu heben und verdient eben so wenig Erwähnung wie die Chöre, die meisterhaft gesetzt, aber erbärmlich exekutirt wurden. — Zu beiden Opern wurde ein Ballet gegeben,

zu welchem das Süjet aus der venetianischen Geschichte genommen war und wovon die Intrigue mit Dolch und Feuer aufgelöset wurde. Der erste Tänzer gefiel mir mehr, wegen seiner schönen Figur, als wegen seinem Tanzen, das indessen doch von den Logen, vielleicht nur aus Bescheidenheit, unbändig beklatscht wurde. Jemehr ich überhaupt in Italien Ballette sehe, jemehr überzeuge ich mich, dafs man allenthalben springt, aber in Paris doch nur allein zu tanzen versteht. Hätte ich dort die grofse Oper, ihren Pomp, das Kostume, die Dekorationen, eine Gardet, einen Vestris nicht gesehen, ich würde gewifs an dem Schauspiele in S. Fenice weniger auszusetzen und gröfsere Vorzüge gefunden haben. Aber da es mir unmöglich war, nicht alles darauf zu reduziren, so bemerkte ich Unvollkommenheiten in der Ausführung und besonders im Kostume, die mir vielleicht ohnedies entgangen oder doch weniger aufgefallen wären.

Wenn ich die Grassini ausnehme, so war doch keine einzige Schauspielerin, keine einzige Tänzerin ihrer Rolle gemäfs gekleidet, sie bildeten nicht einmal ein harmonisches Ganze und beleidigten einzeln so wie zusammen das Auge, den Geschmack und die Kunst. Die Männer gaben ihnen hierinn nichts nach, sie verstiefsen alle insgesammt gegen das Kostüme und standen oft mit dem Charakter ihrer Rollen in dem grellsten Kontraste.

Das Theater S. Benedetto ist das zweite seinem Range nach in Venedig. Es liegt ausserordentlich versteckt, in einer kleinen und engen Strafse und sein Inneres gleicht einem Kasten von bemahltem Papier. Die Oper Hadrian in Syrien wurde gegeben, so oft ich es besuchte, eine Musik, wovon ich den Meister nicht kenne, die aber grofse und brillante Schönheiten enthält. Die erste Sängerin hat vielleicht die kälteste und ausdruckleerste Phisiognomie, die man je auf dem Theater

gesehen hat; sie ist eine Statüe, die ganz mechanisch sich zu bewegen und bei allem was sie thut oder spricht, nicht das geringste zu empfinden scheint. Aber ihre Stimme ist stark und wohlklingend, sie besitzt eine Manier, die der Komposition äußerst vortheilhaft ist und, wenn es möglich ist, so ersetzt sie, durch einen richtigen, vollen und angenehmen Gesang, was ihr an Aktion abgeht. Die übrigen Sänger sind, ausser einer schönen Baßstimme, von weniger Bedeutung und verliehren sich ganz unter der Menge von mittelmäßsigen Subjekten, wie man sie in Italien sehr häufig antrift. — Das Beste auf diesem Theater sind die komischen Ballette, in welchen die Vigano, durch ihr Spiel und ihren Tanz, sich den größsten Beifall erwirbt. Ohne eine graziöse Figur zu besitzen, ist sie doch ganz Grazie und ihre Mimik, so wie alle ihre Bewegungen, sind so richtig abgemessen und voll Naivität und des schönsten Ausdruckes, daß man sie mit Recht

unter die bessern Künstler Italiens zählen kann. Ich muſs Ihnen gestehn, daſs ich nie das Haus verlassen habe, ohne von dem Ballette völlig befriedigt zu werden. Man sollte eigentlich auch in Italien keine andere als komische geben' die ernsthaften stimmen nicht gut mit dem Charakter der Menschen überein; gewohnt alles zu übertreiben, erscheinen sie im Tragischen ausserordentlich steif und plump und erregen durch ihre Anstrengungen dem Erhabnen treu zu bleiben, oft eben so viel Lachen, als sie im komischen Ballette durch ihre übertriebenen Buffonaden das Zwerchfell erschüttern.

Das nämliche findet in der komischen Oper Statt, die hier im Theater St. Moyse gegeben wird. Ohne geradezu von geschickten komischen Schauspielern bedient zu seyn, findet man sehr wohl seine Rechnung dabei, wenn man es besucht, nachdem man mehrere Abende hinter einander die auf die Dauer sehr langweilige ernsthafte Oper gesehen hat. Indessen glaube

ich doch nicht, daſs man sie öfters, ohne am Ende Widerwillen dagegen zu empfinden, besuchen kann. Die Uebertreibungen, welche man sich im Kostüme und in der Handlung erlaubt, sind zu widernatürlich; einmal lacht man darüber, aber in der Folge erkennt man es für Possen, und kann sich nicht damit, statt feinen Witzes begnügen. Die Gazotto, eine hübsche Figur und recht brave Sängerin, spielt und singt in der komischen Oper mit vielem Beifall.

In St. Angelo werden italienische Komödien und Trauerspiele aufgeführt. Daſs sie herzlich schlecht sind, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen; von der Seite hat die Nation sich nie einen groſsen Ruf erworben, ob sie gleich einige recht gute Dichter in beiden Arten aufzuweisen hat. Sie wird auch im Ganzen genommen wenig besucht, der Italiener zieht ihr jederzeit die Oper vor und strömt nur dann in Masse dahin, wenn ein groſses

Spektakel, mit den charakteristischen Personen, einem Harlekin, Pantalon und andern gegeben wird. Dieses ist ihr eigentliches National-Lustspiel, das älteste, das wir kennen und welches keine andere Nation beibehalten hat. Sie stehen noch in sehr grofsem Ansehn in ganz Italien unter dem Volke und sind im Grunde auch nichts anders, als Volksbelustigungen, mit derben, groben Späfsen untermischt und in seiner Sprache abgefafst. Die Stücke werden nie gedruckt, sie sind alle in Manuscript, jede Schauspielergesellschaft hat ihre eigenen, welche sie nach den Umständen abändert und vervielfältiget, so wie es ihr Vortheil verlangt; von den meisten existirt nur das Skelet der Intrigue und dem Schauspieler ist es überlassen, es bei der Ausführung aus dem Stegreife auszufüllen. Um diese Art Stücke zu verstehn, mufs man den italienischen Volksdialekt, besonders den von Venedig, vollkommen inne haben, denn sie sind alle in demselben abge-

faſst und die darin vorkommenden Personen groſsentheils Venetianer. Sie haben da den Harlekino, einen Bergamask, welcher allezeit die Hauptrolle spielt und bald ein verschlagener Bediente ist, bald irgend ein Avanturier, der sich für einen groſsen Herrn ausgiebt, bald ein verkappter elender Bettler. Er bietet alle seine List auf, um die Columbina entweder für sich selbst zu gewinnen oder sie für seinen Herrn einzunehmen. Sie ist die Tochter oder Pupille des Signor Pantalone, eines reichen venetianischen Kaufmannes, der das ganze Stück hindurch auf alle Art geneckt und betrogen wird. Sein Getreuer, der mit ihm gleiches Schicksal hat, ist der Pierro, ein plumper, ungeschickter Geselle, der alles durch seine Dummheit und Ungeschicklichkeit verdirbt, oder der Brigarello, ebenfalls ein Bergamask, der es jedoch öfters mit seinem Landsmanne Harlekino hält und sich um die Zofe Rosaura bewirbt, wenn jener nach

der Signora strebt. Aufser diesen Personagen treten auch manchmal noch ein Dottore Bolognese und Tartaglia, der gewöhnlich ein stotternder Mailänder ist, auf, die man, so wie die Franzosen, in ganz Italien auf alle mögliche Art lächerlich zu machen sucht. Feereien, Dekorationen und viel Spektakel machen endlich noch aus dem Ganzen ein so burleskes Ding, dafs man Mühe zu begreifen hat, wie der menschliche Verstand darauf verfallen konnte.

Achtzehnter Brief.

Venedig den 28. Juni.

Ich muſs Ihnen ein Geständniſs thun, das Sie nach allem, was ich Ihnen über Venedig gesagt habe, Mühe damit zu vereinigen haben werden. — Man könnte mir viel bieten und ich möchte nicht in Venedig leben. — Dies wird Ihnen sehr sonderbar klingen, aber ich will mich erklären und ich hoffe, Sie werden meiner Meinung seyn.

Es ist wahr, Venedig bietet bei dem ersten Anblicke so viele Seltenheiten, etwas so ganz Ungewöhnliches in seiner ganzen Anlage dar, daſs man sich nicht enthalten kann, ihm Bewunderung zu zollen. Aber dieser Enthusiasmus verliehrt sich allmählich, wenn man mit

den Unbequemlichkeiten bekannt wird, die seine Lage nothwendig mit sich führen muſs und denen wir auf dem festen Lande nicht ausgesetzt sind. Bedenken Sie nur selbst, Sie können nicht über die Straſse gehen, ohne eine Gondel nöthig zu haben und wenn Sie keine eigene besitzen, so sind Sie der beständige Sklave von Leuten, die viel zu roh sind, als daſs Sie von ihnen abhängen möchten, ein Fall, der in Venedig nur zu häufig eintritt. Darunter müssen nothwendig die Geschäfte und noch häufiger die geselligen Verbindungen leiden; wenn man nicht zu jeder Minute sich dahin verfügen kann, wo wir zu seyn nöthig haben oder wohin Freundschaft und Liebe uns fordern, sagen Sie, ob das Band fest seyn kann, das Venedigs Einwohner zusammen hält.

Ueber den übeln Geruch, der den Lagunen entsteigt, lasse ich mich hier nicht aus, weil manche groſse Landstädte sich mit Venedig in dem nämlichen Falle befinden. Aber er ver-

dient nichts destoweniger in Betrachtung gezogen und mit vollem Recht als ein grofser Nachtheil aufgeführt zu werden, wenn es darauf ankommt, sich daselbst niederzulassen. Noch gröfser ist jedoch der, welchen Venedig von Seiten des Genusses der schönen Natur seinen Bewohnern verursacht. Wer nicht, wie seine Reichen und Grofsen, an den Ufern der Brenta ein Landhaus besitzt, kann in der Stadt leben und sterben und er wird nie etwas anders, als Wasser und Steine kennen lernen. Sie müssen gestehn, dafs dieser Nachtheil allein jeden andern Vorzug übertrift, welchen Venedig vorzugsweise besitzt. Freilich kann man sich sehr leicht nach der Giueca oder, noch besser, nach Mestre übersetzen lassen, allein beides erfordert mehr Zeit, als sie auf einen blofsen Spaziergang verwenden können und sie müssen sich gezwungen begnügen, auf dem kahlen Markusplatze einigemal auf und abzugehen. Ich sage nichts vom Fahren und Reiten, das

sie hier gänzlich entbehren müssen und das gewifs unter die dem Körper am zuträglichsten Vergnügungen gezählt werden kann. Aber schon die Idee, dafs ich in Venedig das allmählige Nahen des Frühlings mit allen seinen Reizen, das Hervordringen des Laubes der Bäume und jenes Wiederaufleben der Natur, das man nur auf dem Lande bemerkt und unser Herz mit Gefühlen erfüllt, von denen gewifs nur äufserst wenig Venetianer eine Vorstellung haben, nie zu bemerken Gelegenheit finden würde, diese allein ist, für mich wenigstens, mehr als hinreichend, um den aufkeimenden Wunsch, daselbst zu leben, nie zur Ausführung kommen zu lassen.

Würden diese nur schwer zu ersetzenden Entbehrungen, durch gesellige Vergnügungen, durch die Bildung und den moralischen Charakter der Venetianer, wenn auch nur einigermafsen ausgeglichen, so könnte vielleicht die Gewohnheit sie mir am Ende minder

fühlbar machen. Allein von dieser Seite ist gar keiner oder doch nur ein sehr geringer Ersatz zu erwarten. Die arbeitenden und Geschäftsklassen der Einwohner existiren nur in und durch mechanische Fertigkeiten, ihr Zweck ist, die nothwendigen Bedürfnisse sich zu erwerben, sie denken und raffiniren nicht, sie leben ohne zu genieſsen und sterben, ohne oft mehr geschafft zu haben, als einige Goldklumpen, die sie ihren Erben hinterlassen. Die niedrige Geistlichkeit, so wie sie vom Altare existirt, lebt auch nur für ihn, man trift sie beim Brevier oder beim Schmause, alles läuft bei ihr auf grob sinnlichen Genuſs und äuſsere Andachtsübungen hinaus. Einige Glieder derselben gehören unter eins von den drei P. vor welchen sich, nach dem Sprichworte, ein jeder Fremde in Venedig in Acht nehmen soll. Diese Prete machen die Spione der Regierung, sie sind Kuppler und Spieler, und besitzen Verschlagenheit genug, um

selbst den Erfahrensten nach ihrem jedesmaligen Interesse zu übervortheilen. Ihr Sammelplatz ist auf dem Markusplatze, ihre Niederlassung in den Bottegen und Casinos, sie wissen sich in jede Rolle zu schicken und in der Vorstellung des ehrlichen Mannes sind sie unübertreffbar.

Die höhern Klassen leben eben so abgesondert von einander, wie die andern; den Tag verschlafen sie, die Abende bringen sie auf dem Markusplatze oder in den Casinos zu, die Nacht im Theater und die Morgen allenfalls in irgend einer Gesellschaft. Aber nichts ist langweiliger als die venetianischen Conversazioni; blos um sie kennen zu lernen, habe ich mich von Amalien zu einigen bereden lassen und wäre es nicht in ihrer Begleitung geschehen, ich würde sie in der ersten Viertelstunde schon wieder verlassen haben. Da erscheint jede Signora mit ihrem Servente, nimmt Platz in dem Halbzirkel, der um die

Frau vom Hause geschlossen wird, hinter ihrem Stuhle steht und wartet auf ihre Befehle der ergebene Anbeter, er wagt es nicht mit einer andern Frau zu sprechen, und kaum daſs er sie verstohlen anblickt. Wenn die Gesellschaft beisammen ist, werden Karten gebracht, Pharao, Vingt et un oder Rouge et noir sind die Lieblingsspiele der Schönen; dabei und bei einem Glase Wasser bringen sie die ganze Nacht hin und eine jede fährt, wenn es Tag ist, zum Nachtessen auf den Markusplatz oder ins Casino. — Gastmähler, Pikeniks und kleine Zirkel, wo nicht gespielt wird, kennt man in Venedig nicht, die Landparthieen sind bei ihnen nie das, was sie auſserhalb Italien sind, es läuft auch hier alles auf sinnlichen Genuſs hinaus und die Hauptursachen davon sind Mangel an Bildung und der gröbste Egoismus.

Man muſs sie gesehen haben, die Venetianischen Herren und Frauen, die, vermöge

ihres Standes und ihrer Reichthümer eine sorgfältigere Erziehung hätten erhalten sollen, um sich einen Begriff von ihrer Unwissenheit, von der gänzlichen Vernachläfsigung ihres Herzens und Kopfes zu machen. Die Männer, bekannt unter der allgemeinen Benennung der Nobili, sind so wenig unterrichtet, sie haben so wenig auf Schulen oder Reisen gelernt, dafs man bei jeder wissenschaftlichen Unterredung mit ihnen in die gröfste Verlegenheit geräth und über ihre Nichtkenntnifs der gemeinsten Sachen und Dinge erstaunet. Politik ist noch das einzige Fach, in welchem sie nicht ganz unerfahren sind, aber ihr Raisonnement darüber beruht im Grunde doch nur auf ihr eigenes System, dem sie mit Leidenschaft anhängen und ihren Unterricht schöpfen sie aus den Zeitungen. Sie erblicken daher diese grofsen Staatsmänner an Posttagen regelmäfsig mit der Zeitung in der Hand, alle Bottegen sind voll von ihnen und in den Casinos können Sie,

wenn Sie Lust haben, sich an ihren Kommentars über die erhaltenen Nachrichten, bald ärgern, bald von Herzen satt lachen. Dies ist ihre einzige Lektüre, Politik ihre Lieblingsbeschäftigung, und damit und mit dem *dolce far niente* und der pünktlichen Erfüllung der ihnen als *Servente* obliegenden Pflichten bringen sie ein Leben hin, das sie recht genossen zu haben glauben, wenn ihre Sinne bis zum Ueberdruſs gesättigt worden sind.

Die Frauen übertreffen, wo möglich, noch die Männer in dem Nichtsthun und dem Mangel an wissenschaftlicher Bildung. Kaum daſs sie zur Noth lesen und schreiben können, manchmal eine kleine Arie ziemlich mittelmäſsig singen und ein paar Worte französisch sprechen. Dieses ist Folge ihrer Erziehung. Gewöhnlich werden sie nicht eher aus dem Kloster geholt, als bis sie heirathen sollen, und da dabei auf Herz, Kopf und Kenntnisse gar keine Rücksicht genommen wird; so lernt die

junge *Donna* nichts anders als ihr *Ave Maria*, allenfalls ein Bischen auf der Guitarre klimpern, und soviel von weiblichen Arbeiten, damit sie nur weiſs, wie sie gemacht werden. So tritt sie mit einem Manne in Verbindung, den sie nicht kennt und auch kein Interesse kennen zu lernen hat; ihr Hauswesen ist das Wenigste, warum sie sich bekümmert, wenn sie nur regelmäſsig die ihr bestimmten Nadelgelder erhält; sie rührt den ganzen Tag hindurch keine Arbeit und kein Buch an, läſst sich von den jungen Leuten, die um ihre Gunst buhlen, oder von ihrem *Servente* unterhalten, besucht den Markusplatz und die Casino's, geht in's Theater, spielt, iſst, trinkt und schläft, und kennt keine andere Bestimmung als zu spielen, essen, trinken und schlafen. Wie erbärmlich es, bei dieser Lebensart, um ihr Herz und ihren Kopf aussehen müsse, werden Sie sich leicht denken, sie sind nicht im Stande, ihrem Liebhaber etwas mehr, als ganz rohen

sinnlichen Genufs zu bieten, verlangen aber auch nicht mehr von ihm, und setzen darin der Liebe höchste Glückseligkeit.

Ich habe mir es besonders angelegen seyn lassen, sie aufmerksam zu beobachten, ein Unternehmen, in welchem ich nicht besser, als von Amalien hätte angeführt werden können. Eine feine und richtige Beobachterin, lebt sie schon einige Monate unter den Venetianischen Schönen, und da sich Weiber selten vor andern ihres Geschlechts verbergen, so giebt es keine einzige Falte in ihren Herzen, die ihr unbekannt geblieben wäre. So wie ich ihr manche Bekanntschaften verdanke, die ich ohne sie hier nicht gemacht haben würde; so verdanke ich ihr noch mehr Aufschlüsse über den Charakter, die Moralität und die Lebensart der Venetianer überhaupt und des schönen Geschlechts insbesondere. Aber aus Allem, was ich darüber von ihr gehört oder selbst erfahren habe, steht es um ihre Sittlichkeit

herzlich schlecht, ein Urtheil, das Ihnen hart dünken wird, das ich aber nichts desto weniger als sehr gerecht Ihnen beweisen könnte. Doch schon aus ihrer geringen Bildung werden Sie abnehmen, daſs sie von der Seite wenig Vorzüge besitzen können. Das Interesse, und zwar ein sehr niedriges, schmutziges Interesse ist der einzige Hebel zu allen ihren Handlungen; wenn sie irgend etwas thun sollen, so fragen sie eben so, wie die Genueser, *cosa mi ne riviene?* und sobald sie sehen, daſs nichts dabei zu gewinnen ist, dann ist auch nichts im Stande, sie zur Thätigkeit anzuspornen. Diese Denkungsart flieſst ganz natürlich aus ihrer Vorstellung der höchsten Glückseligkeit. Sie verlangen nur sinnlichen Genuſs, und um sich diesen verschaffen zu können, ist Gold nothwendig, folglich wo kein Gold zu verdienen ist, da ist auch keine Glückseligkeit für sie zu erwarten, und sie unterlassen oder thun Alles, so bald sie die Befriedigung ihrer Wün-

sche im Prospekte erblicken, oder befürchten, dafs für sie nichts dabei zu hoffen ist. Seit der Revolution und der Veränderung ihrer Verfasssung sind sie besonders im höchsten Grade Egoisten geworden. Der Staat geht sie nichts mehr an, denn sie haben kein Vaterland mehr und thun folglich auch nichts für das allgemeine Beste; sie sind gröfstentheils von allem Antheil an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen, oder halten es unter ihrer Würde, sich einem Gouverneur zuzugesellen, den ihnen der Hof als höchste Magistratsperson schickt. Es bleiben ihnen also jetzt keine andern Mittel, sich Reichthümer zu erwerben, als der Handel, und keine andere Beschäftigung, als sinnliche Vergnügungen, und zwischen diesen beiden theilen sie, unbekümmert was aus Venedig werden mag, ihre Zeit, ihr Geld und ihre Gesundheit, leben um zu geniefsen und geniefsen, weil sie leben. Wenn sie etwas darin auf Augenblicke unterbricht, so ist es die Devotion, deren

äufserliche Uebungen in Venedig in grofsem Ansehen stehen. Die Menge der Kirchen, ihre Pracht und ihre Kostbarkeiten und die wunderthätigen Bilder, die sie beinahe auf allen Strafsen erblicken, und vor ihnen jederzeit andächtige Beter, sind ein Beweis von ihrer Anhänglichkeit an Zeremonien und gottesdienstlichen Gebräuchen. Freilich nehmen sich auch hier, wie allenthalben, die höhern Klassen darin Manches vor dem Pöbel voraus; und ich will sogar glauben, dafs Viele von ihnen sie im Herzen für das halten, was sie eigentlich sind, aber im Publikum verrathen sie sich nicht damit und erscheinen nie anders, als gute reinkatholische Christen.

Das schöne Geschlecht in Venedig ist mit so viel körperlichen Vorzügen begabt, wie ich es noch nirgends in Italien gefunden habe. Die Frauen, — Mädchen erscheinen in keiner Gesellschaft — sind in der Regel weniger blond und weifs, als brünett und braun, sie haben

eine sehr feine Haut, schöne Zähne, regelmäſsige Züge und sind von mittelmäſsiger Statur. Ungeachtet der ehemals hier Statt findenden Gesetze in Ansehung des Luxus und der Kleider, haben die französischen Moden doch jederzeit ihre Verehrer und Nachahmer gefunden; nur des Morgens oder in den Kirchen erblickt man sie schwarz angezogen und mit dem Zendalo verschleiert; im Theater und in Gesellschaften aber erscheinen sie im höchsten Glanze des Putzes und oft eben so geschmackvoll gekleidet, wie eine elegante Pariserin. Aber den hohen Werth legen sie nicht darauf, und die Moden sind bei ihnen nur Nebensache, nur Mittel zum Zweck. Von Natur im höchsten Grade zur Wollust hingezogen, ist sinnlicher Genuſs das Einzige, wornach sie streben, so lange Jugend und Schönheit ihnen noch nicht untreu geworden sind; darin bestärken sie die Sitte des Landes und das Beispiel, und was diese nicht vermögen, vollenden die Ehemänner selbst durch

die Vernachlässigung der Reize ihrer Gattinnen. Sie werden daher wenig Venetianerinnen erblicken, die nicht ihren Servente hätten, und neben diesen oft noch zwei auch drei Hausfreunde, welches gewöhnlich verabschiedete Liebhaber sind. Gegen diese zeigen sie keine Eifersucht mehr, wenn sie auch andern Weibern den Hof machen; aber ich wollte es dem Amant nicht rathen, sie auch nur im Beiseyn seiner Donna zu fixiren, oder in ihrer Abwesenheit anzureden; die wüthendste Eifersucht würde an ihm ihre ganze Furie auslassen. Allein dafür kann er auch wieder gewifs seyn, dafs, so lange er mit seiner Gebieterin auf diesem Fufs steht, sie ihm treu bleibt; eine Sicherheit, auf welche der Servente jedoch nie zählen darf und gewissermafsen auch zu fordern kein Recht hat.

Davon habe ich mich erst unlängst hier überzeugt und dadurch eine Erfahrung gemacht, die wegen der dabei beobachteten Nai-

vetät und dem Charakteristischen der handeln-
den Personen als erläuternder Beitrag zur Schil-
derung der Sittlichkeit und Galanterie der Ve-
netianerinnen in diesem Briefe einen Platz ver-
dient. — Kurz nach meiner Ankunft in Ve-
nedig lernte ich in einem Casino eine junge
Frau kennen, die mir wegen ihrem ungewöhn-
lichen schönen Wuchse, ihrem grofsen blauen
Auge, ihrer frischen Farbe und ihrem einneh-
menden Wesen aufserordentlich auffiel. Da ich
gewahr wurde, dafs sie keinen Amant hatte,
und wie es schien, nur von einem Hausfreunde
begleitet war, so glaubte ich es wagen zu kön-
nen, ihr den Hof zu machen. Unglücklicher
Weise aber sprach sie kein französisch und ver-
stand nur so viel davon, um mir auf das, was
ich ihr sagte, italienisch antworten zu können.
Indessen ich that mein Möglichstes, um mich
ihr begreiflich zu machen, und was ich durch
Worte nicht ausdrücken konnte, bewies ihr
meine Beflissenheit, sie zu bedienen und der

Vorzug, den ich ihr vor allen andern Frauen einräumte. — Ich erhielt bei der Trennung die Erlaubniſs, sie in ihrer Casa zu besuchen, und sie versprach sogar, daſs sie allein seyn würde.

Den folgenden Tag fuhr ich um zwei Uhr bei ihr vor, ward angenommen und fand sie, wie sie es versprochen hatte. Aber sie war ungewöhnlich traurig und niedergeschlagen. Anfänglich glaubte ich, die Krankheit ihres Mannes, der das Fieber hatte, sey Schuld daran. Aber die Dazwischenkunft ihrer Mutter überzeugte mich bald von meinem Irrthum. Nachdem sie einige Augenblicke im Geheim mit einander gesprochen hatten, sah ich, daſs die Tochter sich ein Tuch vor die Augen hielt und aus dem Zimmer gieng. Ich benutzte ihre Abwesenheit, um von ihrer Mutter, die, — im Vorbeigehen gesagt, — so wie ihre Tochter, eine erklärte Freundin der Franzosen ist, die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit zu er-

fahren. Sie rückte näher zu mir heran und erzählte mir, dafs ihre *cara figlia* einen *amico* hätte, welcher plötzlich verreiset sey, ohne von ihr Abschied genommen zu haben. Da sie nun befürchte, er habe sich nur deswegen aus Venedig entfernt, um mit ihr auf eine geschickte Art zu brechen, so sey sie darüber in der gröfsten Unruhe. Um sie davon zu befreien, habe sie (die Mutter) einen Boten aufs feste Land geschickt und sich erkundigen lassen, ob er auf seinem Landgute sey, und wenn er wieder in die Stadt zurückkommen würde. Dieser Bote sey eben angekommen und habe die Nachricht mitgebracht, dafs er ihn nicht angetroffen; diese Nachricht habe sie jetzt ihrer Tochter mitgetheilt, und sie sey aus dem Zimmer gegangen, weil sie in meiner Gegenwart ihren Thränen nicht habe freien Lauf lassen wollen.

Ich hatte diese Erzählung mit der gröfsten Aufmerksamkeit angehört, und so gewöhnlich

sie auch war, begieng ich doch die Ungeschicklichkeit, nach Beendigung derselben zu fragen, ob der Mann etwas davon wüſste? Sie errathen, daſs mir dieses verneint wurde; das Gespräch nahm eine andere Wendung und wir waren gerade darüber her, den Kaiser aus Venedig zu jagen, als die Tochter mit rothgeweinten Augen, die sie auſserordentlich reizend machten, wieder ins Zimmer trat. Die Mutter sagte ihr noch ein paar Worte ins Ohr, und lieſs mich mit ihr allein. Ihre schnelle Entfernung setzte mich in einige Verlegenheit; ich hatte mich nie in einem ähnlichen Falle befunden und wuſste nicht, ob ich die Veranlassung zu ihrer Traurigkeit ignoriren oder sie darüber trösten sollte. Aber ihre eigne Unbefangenheit zog mich bald daraus; auch sie machte mich zu ihrem Vertrauten und erzählte mir mit Thränen im Auge, daſs sie wahrscheinlich der *amico*, mit welchem sie seit 8 Jahren, so lange als sie verheirathet sey, schon in Ver-

bindung stehe, überdrüssig bekommen und sich nur deswegen aus Venedig entfernt habe, um sie desto eher los zu werden.

Eine Liebschaft von 8 Jahren — dachte ich bei mir selbst — die verdient schon einige Thränen und ich fing an, mit der armen Frau ein herzliches Mitleid zu haben. Sie war so schön, so reizend in ihrem Unglücke, dafs ich es ihr nicht hätte versagen können, wenn auch der Fall nicht so ganz aufserordentlich gewesen wäre. Aber acht Jahre — so fuhr ich in meinen Gedanken fort — wie ist es möglich, dafs eine Italienerin, eine Venezianerin, 8 Jahre lang lieben, treu bleiben und bei dem Verluste des Geliebten noch Thränen vergiefsen kann. Ein solches Phänomen war mir in Italien nicht aufgestofsen; ich glaubte auf einmal nach Deutschland versetzt zu seyn und schickte mich schon an, meine Schöne mit einer an Bewunderung gränzenden Hochachtung zu betrachten. Indem ich sie so verehren und ihr mein Erstau-

nen über die Länge der Zeit ihrer Liebschaft ausdrücken wollte, entschlüpft mir glücklicher Weise die Frage; *Ma fra tanto avra avuto de' capricci? O, si Signore, ma d' un mese al più,* war ihre Antwort — und es war, als zöge man mir einen dichten Schleier von den Augen.

Neunzehnter Brief.

Venedig den 30. Jun.

Unsere Abreise von Venedig ist auf den 6ten des zukünftigen Monats festgesetzt; wir wollen den 14ten Juli in Mailand seyn, um dort der Feier eines Festes beizuwohnen, das an eine Epoche der Revolution erinnert, die äufserst vielversprechend war, und zu grofsen Hoffnungen aufforderte, und etwas mehr als eine blofse Erweiterung der Grenzen Frankreichs und seines diktatorischen Despotismus erwarten liefs. Wenn Jemand den Stürmern der Bastille gesagt hätte, dafs einst eine Zeit kommen werde, in welcher die republikanischen Regenten an die Stelle einer einzigen Bastille zehn und zwan-

zig ihr ähnliche Kerker errichten, den ehemaligen Despotismus unter andern Formen ausüben, statt der wahren Freiheit und Gerechtigkeit der Nation nichts anders als einige Quadratmeilen Erde mehr verschaffen, alte Republiken zerstören und weggeben, um einen gewissen politischen Eigensinn durchzusetzen, und überhaupt den französischen Namen in ganz Europa so verhaſst machen werden, wie es kaum ein Louvois hätte thun können; ich bin überzeugt, sie würden von ihrem Vorhaben abgestanden seyn, sich eine Bastille haben gefallen lassen und, mit ihrer Regierung zufrieden, keine neue aufgestellt, um mit unsäglichen Anstrengungen und Aufopferungen all die erbärmlichen und in keinem Verhältniſs mit ihnen stehenden rein politischen Resultate der abscheulichen Vergröſserungssucht hervorzubringen und dadurch sich selbst und alle andere Völker in das gröſste Unglück zu stürzen.

Welch ein Bild, Freund, und doch nicht übertrieben! Millionen geopfert, die heiligsten Rechte vernichtet, Treu und Glauben ausgerottet, und diefs Alles um nichts weiter, als eines sehr zweideutigen Schimmers wegen, aus keiner andern Absicht, als um den Namen einer Nation in entfernten Himmelsstrichen gefürchtet zu machen, die innerhalb der Grenzen ihres eignen Landes das geduldige Werkzeug einiger Menschen ist, die, weit entfernt sie glücklich zu machen, nur darauf bedacht sind ihr blutige Lorbeern und eine gewisse blendende Gröfse zu verschaffen, die nichts, gar nichts zu ihrem Wohlstande beitragen kann. Die Mittel waren des Zwecks vollkommen würdig, den man beabsichtigte; hier schützten nicht Traktaten, nicht Bündnisse, der Schwächere hatte jedesmal unrecht, wenn man ihn berauben wollte, seine Schuld lag in seiner Schwäche selbst; er war das Lamm in der Fabel, und jemehr seine Unschuld hervorleuchtete, desto gewisser war

sein Untergang. Wäre dieses nicht der Fall gewesen, würde ich Ihnen wohl jetzt aus einer östreichischen Provinzialstadt schreiben?

Ach, Freund, es sind hier in Italien Dinge geschehen und Ereignisse für die Zukunft vorbereitet worden, die mit den französischen Grundsätzen in einem so widerlichen Kontraste stehen, dafs es unsere Nachkommen Mühe zu glauben haben werden. Vielleicht schreibe ich Ihnen einmal etwas Näheres darüber, vielleicht bewahre ich es auch bis zu unserm Wiedersehen auf, und dies möchte wohl das Klügste seyn; denn diese Art Gegenstände sind noch zu gefährlich dem Papier anzuvertrauen. Aber über Venedigs Untergang mufs ich Ihnen ein paar Worte sagen, ehe ich es verlasse, und wäre es auch nur des Kontrastes wegen.

Es ist wahr, dafs die Republik Venedig nie mehr eine aufrichtige Freundin Frankreichs war, nachdem dieses aufgehört hatte eine unumschränkte Monarchie zu seyn. Venedigs

Lage zur Zeit des Krieges, die Grundsätze seiner Verfassung und die furchtsame Politik seines Senats neigten es offenbar zu Oestreich hin und bewogen es, diese Macht auf alle mögliche Art zu begünstigen, ohne jedoch an der allgemeine Koalition Italiens Theil zu nehmen. Man sah demnach das Heer der Ausgewanderten sich im Venetianischen niederlassen, die Prinzen schlugen daselbst ihr Hoflager auf, und von hier aus wurden die geheimen Bewegungen, welche man von Zeit zu Zeit in Frankreich veranstaltete, dirigirt. Dieses hätte der Senat ablehnen können, zumal da Oestreich anfing, sie selbst auf eine auffallende Art zu vernachlässigen. Allein sie hatten ihn mit ihren glatten Worten schon zu bestechen gewufst; er stand in dem nehmlichen Wahne, welchen beinahe alle Kabinette Europa's hegten und glaubte es mit den zukünftigen Beherrschern Frankreichs nicht verderben zu müssen. Weniger leicht würde es ihm geworden seyn, gegen die öst-

reichische Armee eine strikte Neutralität zu beobachten, Venedig war ganz ihrer Discretion überlassen, es mufste sie begünstigen, sobald es gefordert wurde, und darüber durfte Buonaparte, wenn er gerecht war, ihm keine Vorwürfe machen, sollte es auch einen noch so grofsen Nachtheil für seine militairischen Operationen haben.

Aber dieser Fall konnte nur Statt finden, so lange die französische Armee noch an der Adda stand. Sobald sie über den Mincio gegangen war, mufste Venedig für fie thun, was es vorher für die Oestreicher that und in demjenigen Theile seines Staats noch zu thun gezwungen war, welchen sie besetzt hielten. Es fand also nun eine gewisse Kompensation Statt; man konnte dem Senate keine Vorwürfe mehr darüber machen, die Schuld lag nicht an ihm, sondern an seiner kritischen Lage und an seiner Schwäche, ob er sich gleich bald in Wien, bald

in Paris darüber rechtfertigen mufste. Indessen hatte die französische Armee alle mögliche Ursache, mit der im Venetianischen erhaltenen Aufnahme eben so zufrieden zu seyn, als es vorher die östreichische gewesen war; es wurde ihr Alles gereicht, was sie nöthig hatte, und wenn auch manchmal einzelne Soldaten niedergestofsen wurden, so konnte man die Regierung deswegen nicht verantwortlich machen, denn dieses Schicksal hatten auch die Oestreicher erfahren, sobald sie durch Uebermuth oder Grausamkeit den Nationalhafs des italienischen Volks gegen alle Ausländer ohne Ausnahme gereizt hatten. Die venetianischen Staaten blieben auf diese Art eine geraume Zeit das Kriegstheater, und waren bald von der einen, bald von der andern Armee ganz oder zum Theil besetzt. Erst als Buonaparte über die norischen Alpen ging und in Kärnthen eingedrungen war, blieben sie in dem alleinigen Besitz des französischen Heers, welches auch

nach dem Frieden von Leoben seine Standquartiere in den Provinzen der *Terra ferma* nahm.

Um diese Zeit, die man als das glückliche Ende der Drangsale und Verlegenheiten des venetianischen Senats hätte ansehen sollen, zog sich jedoch ein neues Ungewitter über ihn zusammen, das seiner Natur nach nicht nur weit furchtbarer, als alle vorhergegangenen, sondern auch nicht gut zu beschwören oder abzuwenden war, weil es im Dunkel des Geheimnisses und mit Hintansetzung alles dessen, was einzelnen Menschen, so wie ganzen Staaten, am Heiligsten seyn sollte, vorbereitet wurde.

Die Einwohner dieses unglücklichen Landes mufsten, ohne es zu wissen, selbst Hand dabei anlegen und sich selbst die Grube graben, in welche man sie zu stürzen vorhatte. Nach der bekannten revolutionären Taktik bediente man sich einer Parthei, um die andere damit zu bekämpfen, ohne dafs die dabei Statt findende fremde Einmischung auffiel; es wur-

den Komplotte und Verschwörungen geschmiedet, an die niemand dachte, und wem Ruhe über Alles ging, der wurde so lange geneckt und gekränkt, bis er endlich aus Ungeduld Widerstand leistete und dadurch dem Stärkern ein scheinbares Recht, sich ihn zu unterwerfen, einräumte. Von jeher hatte es im Venetianischen mehrere Partheien gegeben, unter welchen man die der regierenden Familien, der nicht regierenden Reichen, der armen *Nobili* in der Stadt und des ansehnlichen Adels der *Terra ferma* vorzüglich zählte. Alle, die eine ausgenommen, waren mehr oder weniger mit der Regierung unzufrieden, wagten es jedoch nie, sich gegen dieselbe offenbar aufzulehnen und begnügten sich, sie im Stillen zu hassen. Aber nun fand die französische Revolution Statt, Buonaparte rückte in Italien vor und stiftete daselbst neue Republiken, und diese Ereignisse liefsen sie Hoffnungen hegen, deren Erfüllung sie sonst unter die unmöglichen Dinge hatten zählen müssen. Ueberdies

so ward die Parthei der Unzufriedenen nun auch mit der gröfsern Masse der Einwohner der Städte vermehrt; Gelehrte, Kaufleute und Künstler verbanden sich mit ihnen; die Einen trieb Ehrgeiz an und das Beispiel, die Andern waren von der Sucht ihres Zeitalters angesteckt und hatten die besten Absichten; man sondirte den französischen Oberfeldherrn, fand ihn geneigt und arbeitete alsdann kühn dem grofsen Zwecke entgegen. Aber ruhig und unthätig verhielten sich dabei die niedern Klassen der Städte und die Bewohner des Landes, und diese mufsten gewonnen werden, wenn die venetianische Oligarchie aufgelöset werden sollte. Man beschlofs sie zu reizen und erreichte vollkommen seinen Zweck, als man Truppen in den Dörfern erst hin und her marschiren liefs, ihnen Ausschweifungen erlaubte und endlich sogar sie veranlafste, den Bauern im Marsche die Früchte auf dem Felde zu verderben. Dieses lettze Mittel brachte die gehoffte Wirkung

hervor; es brach in Verona und in der Gegend eine künstlich erzeugte Rebellion aus; der venetianische Senat hatte sie veranstaltet; mehrere kranke französische Soldaten wurden in den Spitälern umgebracht, die Garnison mufste sich in das Schlofs retiriren, und es wäre um Frankreichs Unabhängigkeit, um Italien und die ganze italienische Armee geschehen gewesen, wenn Kilmaine und Augereau sie nicht in ihrem Entstehen erstickt und die rebellische Stadt zum Gehorsam zurückgeführt hätten. — Die darauf angestellten Untersuchungen bewiesen, was man zu finden verlangte; aber man liefs Gnade für Recht wiederfahren, einige arme Teufel nur wurden bestraft, die andern kauften sich los.

Wer hätte so etwas von der Vorsicht und Klugheit des venetianischen Senats erwartet? Und doch war es nicht anders: aber man mufste so treulos wie er seyn, um auch nur den Gedanken dazu aufzufassen. Ein solches Betra-

gen verdiente Strafe, exemplarische Strafe und Rache;" der Gesandte Quirino in Paris erhielt Hausarrest, und der Doge mit seinem Rathe wurde der Diskretion Buonaparte's überlassen; die Feinde der alten Regierung siegten und die venetianische Oligarchie verschwand.

Jetzt kam es darauf an, was man der wiedergebornen Republik für Grenzen, was für eine Verfassung man ihr geben solle. Ueber Beides stritt man sich heftig in Venedig; die Uneingeweihten unter den Gesetzgebern verlangten, mit Cisalpinien vereinigt zu werden, aber ihre Meinung ward durch die Mehrheit der Stimmen verworfen; nur Brescia erkaufte diesen Vortheil um zehntausend Dukaten, und trennte sich von ihnen. Frankreich liefs sie ungehindert ihr Wesen treiben, in sofern es nicht seinen geheimen Absichten zuwider war; es bedurfte ihrer Konkurrenz, um das ganze Land systematisch auszusaugen, um sich daraus zu-

zueignen, was ihm anstand und was es fortschaffen konnte. — In diesem Taumel verlebte das venetianische Volk einige Monate, dünkte sich frei und versprach sich noch weit mehr von der Zukunft und dem nach dem Frieden nothwendig zu erfolgenden Rückmarsch der französischen Armee. Mit der gröſsten Ungeduld sah es ihm entgegen und konnte den Moment kaum abwarten, wo dieses segenbringende Geschäfte zu seinem und ganz Europa's Glück beendigt seyn würde. Aber stellen Sie sich seine Bestürzung vor, als der unselige Friede vom Campo Formio bekannt gemacht wurde und die Venetianer im VI. Artikel desselben ihr Schicksal auf eine Art entschieden fanden, wie sie es von der Gerechtigkeit, der Groſsmuth und den Grundsätzen Frankreichs auf keine Weise zu erwarten berechtigt waren.

Jetzt, nachdem sie schon beinahe 6 Monate der östreichischen Regierung unterworfen sind, können sie noch nicht kaltblütig daran

denken, und wenn es ihnen unmöglich ist, diese zu lieben, so übertrifft nichts den Hafs und die Verachtung, welche sie gegen Frankreich fühlen. Hierüber sind alle Partheien nur einer Meinung; das gemeinschaftliche Unglück hat sie mit einander ausgesöhnt; sie sind keine Freunde von Oestreich und möchten es auch wohl nie werden, aber Frankreich fluchen sie und ein Franke ist ihnen der verwerflichste Gegenstand, den sie sich denken können. Davon habe ich hier mehr als einmal Gelegenheit mich zu überzeugen gehabt und ich glaube nicht, dafs die Polizei im Stande gewesen seyn würde, uns vor Mifshandlungen zu schützen, wenn wir es gewagt hätten, uns mit unsern Kokarden zu zeigen. Der Name Francesi, der in Italien nie beliebt war, ist jetzt der verwerflichste, welchen man in Venedig Jemand beilegen kann; er begreift das *non plus ultra* des Gehässigen und Treulosen in sich und es ist hinreichend, einen Fremden damit zu bezeich-

nen, um sogleich das *bisogna amazzarlo* (man muſs ihn tödten) unter dem Pöbel zu vernehmen.

Wenn Frankreich nicht die Absicht hat, sich an Oestreich einen Bundsgenossen zu ziehen, so weiſs ich nicht, womit es den politischen Fehler, den es durch die Abtretung Venedigs noch überdies begangen hat, zu rechtfertigen gedenkt. Entweder der Kaiser ist erschöpft, oder er ist es nicht; im letzten Falle begnügt er sich sicher nicht damit, was man ihm in Campo Formio zugestanden hat, und sollte es auch nur aus natürlicher Abneigung gegen Frankreich und England zu Gefallen geschehen, und im ersten durfte er als der Besiegte sich nicht beklagen, wenn man ihm auch gar keine Entschädigung für diejenigen Staaten bot, die er nicht mehr wieder zu erobern im Stande war. Allein da man diese Fälle, wie es scheint, nicht in Betrachtung gezogen hat, und Ungeschicklichkeit von Seiten der französischen Unterhändler doch auch nicht ausschlieſ-

send dabei zum Grunde legen kann, so darf man mit Recht voraussetzen, dafs bei dem Frieden noch geheime Artikel Statt finden, die mit der Zeit diesem auffallenden politischen Fehler dasjenige benehmen werden, was ihn jetzt noch dazu qualifizirt.

Unterdessen behaupte ich, dafs Oestreich durch die Besitznahme Venedigs mehr gewonnen, als es durch die Niederlande verloren hat. Zwar ist es dadurch noch kein Seestaat geworden, dies haben wenigstens die Franzosen für mehrere Jahre zu hindern gewufst; aber es besitzt nichts desto weniger Alles, was dazu erforderlich ist und kann mit einigen Anstrengungen es in kurzer Zeit dahin bringen, im adriatischen Meere den Meister zu spielen. Doch wenn auch dieses nie Statt fände, so sind die reichen Provinzen des festen Landes durch ihre Lage an und für sich schon mehr werth für dasselbe, als die Niederlande; es hat eine schwer zu durchbrechende militärische

Linie an der Etsch erhalten und kann dagegen, bei der nächsten vortheilhaften Gelegenheit, die Lombardie ohne grofse Anstrengungen wieder erobern. Ist es noch überdies wahr, dafs man Oestreich auch eine Entschädigung am Inn zugesichert hat, dann mufs es nächstens einen neuen Krieg mit Frankreich anfangen und sich von ihm schlagen lassen, um die Lombardei wieder zu haben, oder ganz Baiern dafür zum Ersatz zu erhalten. — So viel ist gewifs, dafs Frankreich, bei allen seinen Siegen, das nicht gewonnen, was Oestreich, bei allen seinen verlornen Schlachten, durch Polen, das Venetianische und den Inn, an Flächeninhalt und intensiver Stärke erhalten hat. Doch was liefse sich auch anders von der grofsen und grofsmüthigen Nation erwarten!

Zwanzigster Brief.

Venedig den 3. Juli.

Es ist Zeit, — flüsterte Amalie uns zu — und heimlich schlichen wir uns, der Abrede gemäfs, aus dem langweiligen Zirkel, um vor unsrer Abreise noch einmal das Treiben der Menge auf dem Markusplatze mit anzusehen. Der treue Marco setzte uns in der Nähe desselben aus und versprach, uns an dem nämlichen Orte zu erwarten. — Die Sonne war so eben untergegangen, es mochte zwischen neun und zehn Uhr seyn, noch war der Abend schwül, aber kühle Seelüfte, die von Zeit zu Zeit uns anwehten, versprachen uns für die Nacht eine angenehme Erfrischung. — Wir kamen an, Arm in Arm, um uns im Gedränge nicht zu verlieren. Schon in einiger Entfernung ge-

wahrten wir ein dumpfes Geräusch, dem Summen eines Bienenschwarms gleich oder dem Gemurmel andächtiger Beter in den Hallen eines geräumigen Tempels. Das Anschlagen der Wellen im Hafen, das Rufen der Colporteurs oder Pomeranzenhändler, die gellende Stimme der Polichinelli, einzelne Akkorde und Harmonien starktönender Blaseinstrumente, das Singen der Gondolieri und der Lerm des Schiffsvolks unterbrachen es von Zeit zu Zeit und gaben ein abwechselndes Forte an. Je näher wir dem Punkte kamen, auf welchem alle diese Töne hervorgebracht wurden, jemehr empfanden wir das crescendo derselben, sie giengen in ein starkes tutti über, als wir die Hallen des Markusplatzes selbst betraten.

Sobald die Sonne sich gesenkt hat, eilt alles aus den Seitengängen in die Mitte des Platzes. Dort verweilt man nur, wenn sie ihn senkrecht bescheint, es sey dafs Geschäfte oder Neugier den Fremden und Einheimischen dahin

treiben oder der venetianische Nobile sich dem edeln Far niente, bei einer Tasse Kaffee, überläſst. Ganz anders ist seine Dekoration des Abends; darauf machte uns Amalie aufmerksam. Mit schnellen Schritten eilte hier eine Bande Frauen der Markuskirche zu und kehrte eben so hastig wieder nach dem entgegen gesetzten Ende zurück. Diese Eile hielt sie jedoch nicht ab, ein interessantes Gespräch, wie es schien, ununterbrochen fortzusetzen; unverständlich, obgleich laut, fügte jede das ihrige dazu bei, bald ward es durch ein allgemeines Gelächter unterbrochen. Ich wette, es galt einem Amoroso burlato. Ohne sich darinn stöhren zu lassen, wurden Grüſse angenommen und erwiedert, Männer geluckt und geneckt, im Vorbeigehen wurde ihnen oft zugerufen, geantwortet, aber nie lieſs man sich in ein anhaltendes Gespräch mit ihnen ein. — Ich meine des Kontrastes wegen oder wahrscheinlicher nur durch Ungefähr, kreuz-

te sich mit ihnen ein Trupp junger Männer. Der nämliche Gegenstand mußte auch sie beschäftigen, denn ein gleiches Feuer belebte ihre Unterredung. Aber weit ausschweifender waren ihre Blicke, alle Vorübergehenden wurden von ihnen gemustert, es wurden Anmerkungen über sie gemacht, Anekdoten geschmiedet und Beiträge zur chronique scandaleuse zur Warnung und Belehrung in größern Umlauf gebracht. — Froher Genuß und heitere Freude waren es nicht, die beide Gruppen charakterisirten; Gewohnheit, Neigung zur Intrigue, Langeweile und grobe Sinnlichkeit schienen überall hervorzuleuchten.

In einen weißen seidenen Mantel gehüllt geht mit langsamen Schritten ernst und in sich gekehrt, ein Unbekannter auf und ab; sein Gesicht ist verhüllt, er will von der Menge nicht erkannt seyn, ein Gegenstand nur soll seine Gegenwart bemerken und diesen ist er bemüht, unter dem großen Haufen heraus zu finden.

Nachdem er alle Anwesenden lange vergeblich gemustert, trifft er auf eine verschleierte weibliche Figur, sie scheint erst angekommen zu seyn, er folgt ihr, das verabredete Zeichen wird gegeben und sie verlieren sich augenblicklich in den Hallen des Platzes, von wo sie in eine der daranstofsenden engen Strafsen eilen. — Dimando pardone! ruft eine andere in einen fchwarzen seidenen Mantel gehüllte Figur Ihnen zu; wenn sie, in tiefes Nachdenken versunken, Sie beinahe umgelaufen hätte. Es mufs ein Nobile seyn, der über vergangene Zeiten nachdenkt, oder so eben seine ganze Baarschaft verloren, oder von seiner Donna den Abschied erhalten hat. — Dieses kaum vernehmbare Gezischel hat Politik zum Gegenstande, darauf wollte ich wetten. Man wagt es noch eben so wenig, wie unter der vorigen Regierung sich damit laut werden zu lassen und ich müfste mich sehr irren, oder es sind ehmalige Patrioten, Oesterreichs und

Frankreichs erbittertste Feinde. — Hier wird ein Rendezvous abgeredet; der Mann ist eifersüchtig, denn man ist erst seit vier Wochen verheirathet, kann sich auf die Zofe noch nicht verlassen, in der Georgenkirche ist der Zusammenkunftsort, für treue Gondolieri und das Uebrige sorgt der glückliche Liebhaber.

Unaufhörlich wechseln die Scenen und Gruppen, aber blos der Zusammenstellung nach, der Charakter bleibt allezeit der nämliche; sinnliche Genüsse jeder Art und was sie zu geben verspricht, trennt und bringt sie nach den Umständen zusammen. Aber ein gellendes Gelächter ertönt plötzlich von der Seite des Hafens her. Um einen kärglich illuminirten Kasten horcht begierig der Pöbel auf die Späſse des Polichinelle; länger als eine Minute aber dürfen wir jetzt hier nicht verweilen, denn sonst könnten wir leicht leere Taschen davon tragen. — Vor einer glänzenden Bottega rauscht Musik, Oesterreichs Krieger

sind um sie her versammelt, der ächte Venetianer flieht ihre Nähe. Sie hören in diesem Zirkel nur deutsch sprechen und allenfalls ein gebrochenes accentuirtes und höchst übelklingendes französisch. — Aber anziehender für Venedigs Bewohner ist der Laut der Guitarre und das schmachtende Sonnet, das auf der andern Seite zwei ärmlich gekleidete Musiker den Lustwandlern zum Besten geben. Li dolci amori tönen die Saiten und der sanfte Gesang, es horcht ein jedes mit Aufmerksamkeit und bangend hebt sich die Brust dem feurigen Weibe, dafs der Geliebte zaudert sich einzustellen und in die schönste Wirklichkeit überzutragen, wovon die Schilderung schon jede ihrer Fibern in die heftigste Bewegung setzt. — I crudeli amori durchbeben die zitternden Töne der Laute, mit Ausdruck und Feuer trägt sie die Sängerin vor, sie scheint ihre Gewalt empfunden zu haben und immer matter und matter wird die Stimme, sie seufzt

nur noch und holt tief Athem, bis endlich das schreckliche *moro* ihre Lippen verschliefst. Keine der gefühlvollen Schönen verläfst sie ungerührt; sie fassen alle den festen Vorsatz, nie grausam zu seyn, und was noch mehr ist, sie halten ihn auch, Venedigs Huldgöttinnen.

Aber die Menge fängt an sich zu verlieren; es ist eilf Uhr; zwei Theater in der Nähe des Platzes nehmen sie auf und der *Venus pandemos* Opferer weilen allein noch in den dunkeln Gängen desselben. Wir folgen der sogenannten *bonne societé* ins Theater S. Fenice. Der erste Aufzug ist beinahe zu Ende, schon hat die Signora Grassini ihr schönes Duett gesungen, aber dies ist gerade der rechte Zeitpunkt, sich in demselben einzufinden, wenn man es ein oder zweimal gehört hat. Alle Logen sind jetzt besetzt und die Gruppen, welche wir auf dem Markusplatze bemerkten, finden wir hier mehr oder weniger vereinzelt wieder. Es ist nicht um der Vorstellung wegen, dafs wir

dahin gingen, die Mode, der gute Ton führten uns ins Theater, unsere Absicht, die Menge nach allen ihren Verwandlungen zu beobachten. Aber das Gezischel in den Logen und im Parterre ist unausstehlich; allein draüber haben wir diesmal kein Recht uns aufzuhalten. Nur mitplaudern dürfen wir, von so gleichgültigen und unbedeutenden Dingen als möglich, dies thut nichts zur Sache, wenn nur geplaudert wird, und sollte es auch über das Wetter oder den eleganten Hut jener Schönen seyn. — Gott sey Dank, der Vorhang rauscht herunter, nun dürfen wir uns noch viel weniger geniren. Aber besser thun wir, wenn wir der hinausströmenden Menge folgen, um frische Luft einzuathmen und Gefrornes zu uns zu nehmen. In jener Bottega versammeln sich Alle, ihnen nach, — auch wir wollen seyn wie Jene, seyn mit Ueberlegung, was sie aus Gewohnheit sind.

Il ballo! ertönt es von allen Lippen, noch haben wir kein Eis erhalten können, aber das Ballet hebt an und da müssen wir zurück ins Theater. Noch steht es frei zu plaudern, was geht uns die Entwickelung der Intrigue und das Mienenspiel der Tänzer an. Die Grotesken nur allein sind unsrer Aufmerksamkeit würdig, ihre halsbrechenden Sprünge setzen unsere Hände unaufhörlich in Bewegung und wir stimmen mit ein in den allgemeinen Chorus: *Bravi! Bravi tutti!* — Jetzt können wir die verlangten Glacen essen gehen; sie sind nicht so gut wie in Ferrara, ob uns gleich der Bursche in der Bottega durch sein *per servirla* das Gegentheil bewiesen zu haben meint. Diese Art zu antworten ist charakteristisch bei den Venetianern, daran können Sie das Vaterland eines jeden Bedienten oder Aufwärters erkennen, *siorsi (Signor, si)* oder *per servirla* erwiedern sie auf jede Frage, es mag oft passen oder nicht. Es sind höfliche Leute, die Venetianer.

Zum zweiten Aufzuge der Oper rollt der Vorhang in die Höhe, dies gewahren wir an dem Leerwerden der Bottega. Die Musik ist einschläfernd, dies bemerkt man an der Stille im Parterre. Aber in den Logen stockt die Unterredung nicht; dahin lassen Sie uns gehen und bei allen unsern Bekannten Visiten machen. In dieser wird Thee getrunken, neben an werden Karten gespielt, dort dürfen wir ein verliebtes Paar, die allein seyn wollen, nicht stören; *Monsieur l'Abbé les mains*, würden Franzosen hier rufen; wir sind herum und wollen nun die Gegenvisiten abwarten. — Endlich ist auch der zweite Aufzug vorbei und ein Nachballet fängt an. Das muſs noch mit angesehen werden, blos der Grotesken wegen; den dritten Akt der Oper aber, so schöne Stellen er auch hat, können wir überschlagen und ihn vor leeren Bänken spielen lassen. Die Grassini ist doch so heute nicht bei Laune, sie muſs diesen Nachmittag viel verloren ha-

ben oder eine Spekulation auf irgend Jemand ihr mifslungen seyn. Sie ist nachlässig angezogen, spielt weil sie spielen mufs, und singt, als wenn sie gar keinen Gesang verstünde. Was sich das arme Publikum nicht Alles gefallen lassen mufs!

Es ist zwei Uhr vorbei und wir verlassen das Theater. Der Markusplatz empfängt uns nochmals. Jetzt ist nur lauter *bonne société* hier, die Schäferstunde schlägt für manchen Glücklichen in den Hinterzimmern eines Casino, unter den Säulengängen rauschen einzelne Parthieen auf und ab, Stille der Nacht verräth jede ihrer Bewegungen, in Schlaf versunken ruhen der Künstler, der Fabrikant, der Geschäftsmann und der Handwerker, bei einer Tasse Kaffee und den Zeitungen geniefst der Nobile, der Abbate des Lebens oder träumt von bessern Zeiten. — In dieser Bottega wollen wir zu Nacht spei-

sen; wir sind um sieben Uhr vom Tische aufgestanden und bis zum Schlafengehen ist es noch Zeit. Die Glocke schlägt erst drei Uhr des Morgens, aber schon röthet Aurora's safranfarbenes Gewand den azurblauen Olympus. — Wollen Sie kalt oder warm speisen? — frägt der Bottega *). Wir nehmen Beides an. Hohe Kerzen lassen uns einen elegant besetzten Tisch bemerken, durch die Fenster schimmert das Tageslicht. Unter Scherzen und Lachen eilen die Stunden auf Flügeln dahin, jede Anwandelung von Schlaf verscheucht ein Glas Cyprier, und den

*) Die Aufwärter in den Kaffeehäusern nennt man hier, so wie allenthalben, wo ich bis jetzt war, Bottega und die Herren derselben Bottegario.

A. d. V.

Beschluſs unsers Mahls macht eine Tasse Kaffee *) oder ein gut Glas Punsch.

Nun noch einen Gang an den Hafen zur bessern Verdauung. Aber schon ist es zu spät, denn seit zwei Stunden leuchtet Phöbus am Himmel und sein brennendes Strahlenhaupt gebeut uns, zurückzueilen in die Schatten des Säulenganges. Allgemeine Regsamkeit entsteht nun auf dem Markusplatze, Käufer und Verkäufer ſinden sich ein, der Handelsmann öffnet sein Gewölbe, der Krä-

*) Die Venetianer sind starke Kaffeetrinker; man findet sie zu jeder Stunde des Tages und der Nacht dabei; sie geniessen ihn schwarz und bringen es oft bis auf funfzehn, zwanzig kleine Tassen.

A. d. V.

mer seinen Laden und der Handwerker seine Werkstätte, die letzte Tasse Kaffe schlürft der Nobile hinunter und schleicht gähnend nach Hause. — Marco! Marco! *Subito, per servirla!* — antwortet er noch schlaftrunken; — a casa — wir geben uns gute Nacht und rudern unsern Wohnungen zu.

